

s a p e r e a u d e

A f r a n i s c h e r B o t e

Zeitschrift des Vereins der Altafraner e. V.

Nr. 8/2013



INHALT

Rainer Maria Rilke – Zum Licht	S. 3
Zum Geleit	S. 4

Afra

Gerhart Baum (A 1939) – Erinnerungen an meine Schulzeit in St. Afra	S. 5
Wilhelm Lutz (A 1942) – Gedenkworte für Gottfried Wallrabe	S. 32
Essaywettbewerb 2013	S. 34

EXKURS: Farbfotos	S. 45
-------------------	-------

Benjamin Dorn (A 2001) – Sprache und Wein	S. 49
---	-------

documenta frana

Oberstudienrat Kurt Otto Becker – Bericht über die Landesschule Meißen vor, während und nach der Besetzung durch die Russen	S. 55
--	-------

Freiheit

Birthe Mühlhoff (A 2007) – Was ist ein Mentor?	S. 74
Franziska Tillack (A 2009) – Du kommer från Tyskland?	S. 80
Rico Dittrich (A 2005) – Von Bombay nach Kalkutta	S. 82
Aufnahmeantrag	S. 89
Impressum	S. 91



Zum Licht

Nur nicht im Dunkel
Schmählich erschlaffen!
Im Lichtgefunkel
Leben und schaffen.
Nur im Verstecke
Nicht müd' versiechen,
Kränkeln und kriechen –
Nur das nicht!
Richte und recke
Auf dich zum Licht!

Siegende Sonne
Hellet dir die Brust,
Wogende Wonne
Wird dir bewußt.
Unter der Decke
Ängstlicher Kleinheit
Wärmt sich – Gemeinheit;
Nur das nicht!
Richte und recke
Auf dich zum Licht!

So wie des Lichtes
Funken sich heben,
Sieh', des Gedichtes
Rhythmisches Schweben,
Daß es dich wecke
Aus deinen Träumen ...
Zaudern und säumen?
Nur das nicht!
Richte und recke
Auf dich zum Licht!

Rainer Maria Rilke



Zum Geleit

Geneigte Leserschaft,

wieder neigt sich ein Jahr dem Ende zu. Weihnachtliche Ruhe überdeckt die Hektik des nun fast vergangenen Jahres – Zeit zum innehalten, Zeit für die Familie, für Ruhe und zum Nachdenken.

Einige neue Impulse möchte auch *sapere aude* dieses Jahr wieder geben. Im diesjährigen Heft liegt ein Schwerpunkt auf den letzten Jahren oder besser Atemzügen St. Afras. Gerhart Baum schildert, wie er damals die Fürstenschule als Schüler empfunden hat und welche Auswirkungen der Zweite Weltkrieg auch auf ihn und den Schulbetrieb hatte. In dem Bericht von Oberstudienrat Becker werden dann die tatsächlich letzten Tage von St. Afra dokumentiert, wie die Schule unter Kriegseinfluss und russischer Besetzung inhaltlich und materiell ganz oder teilweise verschwand.

Für meine Generation, die zweite, die nie Krieg erleben musste, sind diese Worte ein Mahnmal. Ein Mahnmal dafür, dass die Schrecken und das Leid, die Deutschland über die Welt, und damit auch über sich selbst, gebracht hat, einerseits nie vergessen werden dürfen, andererseits, dass wir in freundschaftlicher Verbundenheit mit unseren Nachbarn das hohe Gut des Friedens bewahren müssen. In diesem Sinne sind Bildung und die Kenntnis der Anderen unersetzliche Fundamente, auf denen gegenseitiges Verständnis fußt.

So sind Auslandserfahrungen, wie sie bspw. Franziska Tillack und Rico Dittrich in dieser Ausgabe beschreiben, unersetzliche Erfahrungen, denn je besser sich die Völker der Welt gegenseitig kennen, je weniger Krieg wird es geben.

Eine besondere Freude ist es uns, dass wir dieses Jahr erstmalig die Gewinner des Essay-Wettbewerbs veröffentlichen können. So sind neben uns Altafranern nun auch Afraner in diesem Heft vertreten.

Ich bedanke mich bei allen Autoren und meiner Redaktion für die produktive Zusammenarbeit und lade alle mit St. Afra verbundenen Menschen dazu ein, auch etwas zu *sapere aude* beizutragen.

Im Namen der Redaktion

Benjamin Dorn (A 2001)



A F R A

Erinnerungen an meine Schulzeit in St. Afra

Gerhart Baum (A 1939)

Die Fürsten- und Landesschule St. Afra

Der 12. April 1939 war für mich einer der wichtigsten und nachhaltigsten Tage meines Lebens – ich wurde in die berühmte und hoch angesehene Fürsten- und Landesschule St. Afra aufgenommen. Sie lag oben über der Stadt auf dem Burgberg. Diese Schule war 1543, also bald nach der Reformation, von Herzog Moritz von Sachsen, dem späteren Kurfürsten von Sachsen, gegründet worden und mit einem Internat für Knaben verbunden. Früher war es ein Kloster der Augustiner-Mönche gewesen. Herzog Moritz erließ am 21. Mai 1543 eine „Neue Landesordnung“, deren Inhalt es war, *„daß die Jugend zu Gottes Liebe und im Gehorsam erzogen, in denen Sprachen und Künsten und dann vornehmlich in der heiligen Schrift gelehret und unterweiset werde, damit es mit der Zeit an Kirchendienern und andern gelahrten Leuten nicht Mangel gewinne, sind wir bedacht, von den verledigten Klöster- und Stift-Gütern drei Schulen aufzurichten, nämlich eine zu Meißen, darinnen ein Magister, zwei Baccalauren, ein Kantor und sechzig Knaben...“* usw.

Dieser Gedanke und diese Forderungen waren bis in unsere Zeit erhalten geblieben und bestimmten auch für unsere Generation die geistige Haltung, in der wir in St. Afra erzogen worden sind. Es war meine 8. und letzte Schule, die ich besuchte.

Berühmte Schüler früherer Jahre waren Johann Fürchtegott Gellert, Gotthold Ephraim Lessing (der wohl Berühmteste aller Afraner), Christian Friedrich Samuel Hahnemann und zuletzt auch Friedrich Naumann, der Mitgründer der Deutschen Demokratischen Partei 1918, aus der die heutige Freie Demokratische Partei (F.D.P.) hervorgegangen ist. Er hat sich später seiner Schule ehrfurchtsvoll erinnert (in „Sapere Aude“, dem schuleigenen Buch der Fürstenschule). Für Juristen ist heute der „Schönfelder“ unentbehrlich, Dr. Heinrich Schönfelder aus Nossen hatte ebenfalls St. Afra besucht (1916–1922). Er ist 1944 bei Canossa in Italien gefallen.

Das Gymnasium St. Afra besaß in Sachsen und vielleicht in ganz Mitteldeutschland den höchsten Ruf. Gleichzeitig mit St. Afra war 1543 auch die Fürstenschule Schulpforta („zur Pforte“), in der Nähe von Naumburg gelegen, gegründet worden.



Eine weitere Schule in Merseburg kam wegen des Widerstandes der katholischen Kirche nicht zustande, dafür wurde 1550 in Grimma die Fürstenschule St. Augustin gegründet, die aber an den Ruf St. Afras nicht heranreichte. Noch heute erlebe ich,

St. Afra, Schulpforta, St. Augustin
— *die drei Fürstenschulen*
Mitteldeutschlands

wenn ich von meiner Schulzeit in St. Afra spreche, bei Personen aus dieser Gegend noch immer die Hochachtung, die dieser Schule entgegen gebracht wird. Ich gebe zu, daß ich in solchen Momenten in meinem Innersten ein wenig

stolz darauf bin, Schüler dieser Schule gewesen zu sein. Im Vergleich mit Schulpforta - „crassus“- und Grimma - „pauper“- hatte Afra das Prädikat „nobilis“.

Das Leben in St. Afra

Mein Schulfreund Siegfried Augustin und ich fuhren – unserem damaligen Stil entsprechend – an jenem 12. April mit den Fahrrädern den Berg hinauf nach Afra und demonstrierten mit dem auf dem Gepäckträger befestigten Fußball und den am Lenker angehängten Fußballschuhen unsere sportliche Lebenshaltung, während unsere Mütter in unserem DKW heranzuhren und unser Gepäck und die Betten, die mitzubringen waren, zur Schule transportierten.

Der Tagesablauf

Wir Quartaner waren im ersten Jahr gemeinsam in einem großen Raum hinter der Aula untergebracht. Wir wurden alphabetisch auf die einzelnen Tische verteilt. Unser Tisch war demnach von den Schülern Siegfried Augustin aus Meißen, Gottfried Bachmann aus Mockritz bei Döbeln, Horst Bahrmann aus Nieschütz bei Meißen und mir besetzt. Diese Mannschaft blieb als Freundeskreis unverändert bis zum Tod von Horst Bahrmann, der uns nach langer Krankheit mit 83 Jahren verließ. Die Aufteilung in die Stuben sollte erst im nächsten Schuljahr in Untertertia erfolgen.

In der Aula der Schule fand vor der gesamten Schülerschaft die feierliche Aufnahme der neuen Quarta durch den Rektor Oberstudiendirektor Hans Kastner statt. Er begrüßte jeden der neuen Schüler mit seinem Namen und reichte ihm die Hand. Als ich an der Reihe war – der actus wurde alphabetisch durchgeführt – sagte er gleichzeitig: Gerhart Baum, du bist der Sprecher deiner Klasse. Dieses Amt kannte ich bereits, denn schon im Franziskanerium war ich in der Quinta, also der zweiten



Klasse des Gymnasiums, mit dieser Aufgabe betraut gewesen. Warum mir diese Ehre wiederum zuteil wurde, wußte ich nicht, aber vielleicht war das Ergebnis der Aufnahmeprüfung der Grund dafür. Diese Aufgabe bestand praktisch nur darin, zu Beginn jeder Unterrichtsstunde dem Lehrer zu melden, daß die Schüler der Klasse vollständig anwesend waren oder im Falle des Fehlens eines Schülers ihm dieses mitzuteilen und auch über die Ursache seines Fernbleibens nach Möglichkeit Auskunft zu geben. Und wenn vielleicht irgendwelche Vorkommnisse auftreten sollten, war er der Ansprechpartner für das Lehrerkollegium.

Natürlich war auch unsere Schule von Hitlers Gesetzen für die Jugend erfasst worden. Noch vor der Machtübernahme Hitlers wurde in der Oberklasse eine Gruppe von Hitlerjungen gegründet. Die Mitgliedschaft zu dieser Organisation war zu unserer Zeit dann auch Voraussetzung für die Aufnahme in diese Schule. So kamen also wir nicht umhin, am Dienst im Jungvolk und in der Hitlerjugend teilzunehmen. In ihrer Einstellung zum Nationalsozialismus waren nicht nur die Lehrerschaft, sondern auch die Schüler, wie überall im Lande, gespalten. Das zeigte sich offen, als die Schule am 17. November 1942 von der Regierung zur „Deutschen Heimschule“, einer Einrichtung zur nationalsozialistischen Jugenderziehung, erklärt wurde, worauf ein Teil der Schüler, vor allem die Söhne von Geistlichen, aber auch andere Schüler, die aus einem konservativen Elternhaus stammten, die Schule verließen und diejenigen Lehrer, die nicht der NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) angehörten, an andere Schulen versetzt wurden. Ein harter Aderlass für die Schule, von dem sie sich nie mehr erholt hat.

Ich sehe aber noch heute unseren Klassenlehrer, Herrn Dr. Caspari, vor mir, als er nach Bekanntgabe des Sieges der deutschen Wehrmacht über Frankreich im Juni 1940 als guter Patriot sich vor Freude darüber die Hände rieb. (Das bewahrte ihn aber nicht von einer späteren Versetzung an ein Gymnasium in Chemnitz). Auch in unserem kindlichen Bewusstsein waren die Franzosen „mit den roten Hosen“ unsere Erbfeinde, die man vernichten musste.

Ich hatte das Glück, daß ich, statt am normalen HJ-Dienst teilnehmen zu müssen, gar bald der neu gegründeten Bannspielschar 208 angehören konnte, in der Dank unserer Leiterin Hilde Richter weniger der bestimmende Zeitgeist, sondern vorwiegend Musik und Freundschaft gepflegt wurden. Im Sommer 1942 unternahm die Bannspielschar eine Fahrt zu den Dörfern in Ostpreußen, bei der wir an geselligen Dorfabenden unsere Lieder sangen und kleine Bühnenstücke aufführten. Sehr be-



eindrückt waren wir von der Wachablösung am Grabe Hindenburgs, der im Tannenbergdenkmal seine letzte Ruhestätte gefunden hatte. Ein Offizier marschierte in gemessenem Paradeschritt über den großen Hof, der von den Mauern festungsartig umschlossen wurde, zur Grabstätte, der abgelöste Offizier kam ebenso feierlich zurück. Den Sarg Hindenburgs haben wir nicht besucht, vielleicht war das nicht für jedermann erlaubt.

Das Hebdomadariat und das Inspektorensystem

Ich bin vorausgeeilt. Der Alltag in Schule und Internat war von Ordnung und Disziplin geprägt, zwei Eigenschaften, die unbemerkt unsere ganze Entwicklung bestimmten. Die Schule war in ihrer speziellen Art unserer Zeit voraus. In St. Afra herrschte eine reine Schülerselbstverwaltung. Die Einhaltung der Schulordnung im Tagesablauf wurde von den „Inspektoren“, den Schülern der Oberklassen, bestimmt. Ursprünglich war das eine der Aufgaben der Primaner gewesen, aber da nach Kriegsbeginn immer mehr von ihnen vorzeitig die Schule zum Wehrdienst verließen, wurden auch aus der Obersekunda einzelne Schüler für diesen Dienst ausgewählt.

Die eigentliche Klasseneinheit bestand bei uns nur während der morgendlichen Unterrichtsstunden. Im Internat, das aus zehn Stuben zu je zwei Tischen und jeweils dreizehn Schülern bestand, waren die Schüler der einzelnen Klassen auf die Stuben aufgeteilt, so daß sich in jeder Stube nur zwei oder manchmal auch drei aus einer Klasse befanden. Diese Mischung der Schüler aller Klassenstufen war eines der prägenden Merkmale unserer Erziehung zu Achtung, Toleranz und Disziplin. Meist wählten die Stubenältesten, also die Primaner, die an einem eigenen kleinen Tisch saßen, für ihre Stube oder Tisch die Schüler aus, die sie gern in ihrer Stube haben wollten. Andererseits konnten auch wir Jüngeren uns um die Gunst bemühen, von einem bestimmten Primaner in seine Stube aufgenommen zu werden. Die Besetzung der Stuben wechselte zu Beginn eines jeden Schuljahres. Das war für alle Schüler ein regelrechter Umzug mit sämtlichen Büchern und Kleidern, man „translozierte“.

Achtung, Toleranz und Disziplin

Zur Nacht war die ganze Schülerschaft auf vier Schlafsäle verteilt, in denen eiserne Ruhe herrschte. Früh um sieben Uhr weckte der Pedell die Schülerschaft in den Schlafsälen. Stubenweise eilte man zum Frühsport hinab in den großen Schulgarten, eine Parklandschaft, die in der Schule ganz offiziell der „Zwinger“ genannt wurde. Es gab den „großen“ und den „kleinen“ Zwinger. Der größere war eine große, parkar-



tige Anlage mit Spazierwegen, auf denen „gestrichen“ wurde, und einem Sportplatz mit zwei Toren. Auf ihm wurde täglich in der Mittagsfreizeit Fußball gespielt. Es fanden sich immer zwei Mannschaften, die sich selber mit einer Wahl der einzelnen Spieler aufstellten. Der große Zwinger war durch eine Brücke über dem „hinteren Hohlweg“ vom Schulkomplex getrennt. Der kleine Zwinger schloss sich direkt an den hinteren südlichen Ausgang des Schulgebäudes an. Auf ihm befand sich auch die Turnhalle. Wir hatten überhaupt für fast alles eine besondere Ausdruckweise, welche von früheren Generationen übernommen und an die jüngeren Jahrgänge wieder weitergegeben wurde. Turnen hieß bei uns „Gauern“, Spazierengehen (lustwandeln) und sich unterhalten war „streichen“ oder „badizen“, ein Wort aus unserem griechischen Sprachschatz.

Der Tag begann mit dem Schulsport, zu dem die einzelnen Stubengemeinschaften im großen und kleinen Zwinger einen kurzen Lauf und dann unter der Leitung des Stubenältesten Freiübungen gemacht wurden. Anschließend ging es in die zu den Schlafsälen gehörenden Waschsäle. Im Winter wurden von zwei Schülern, die sich freiwillig gemeldet haben, alle Zahnputzbecher mit warmem Wasser gefüllt. Im ersten Winter auf Stube 9 meldete ich mich auch dazu, mit mir der kleine Fritz Rauschenbach aus unserer Stube, Wenn wir unsere Aufgabe erfüllt und die Becher gefüllt hatten, setzten wir uns in die Stube und spielten 17 und 4, bis die Frühsporler zurückkamen. Dann ging es hinab in die den Stuben zugeteilten Kleiderkammern zum Anziehen und dann in den Speisesaal. Zum Frühstück im Speisesaal, „Zönakel“ (coenaculum) genannt, erhielten wir zunächst ein Brötchen, dazu Butter und Marmelade und Kakao, nach Kriegausbruch und der allgemeinen Kontingentierung der Nahrungsmittel mussten wir uns mit einfachem Schwarzbrot und einem Kakao, der mit Wasser zubereitet wurde, begnügen. Marmelade gab es weiterhin, ob statt Butter jetzt Margarine zugeteilt wurde, weiß ich nicht mehr.

Zum Mittagessen versammelte sich die Schülerschaft nach den einzelnen Tischen geordnet im Schulhof zur „Stellung“. Der Hebdomadar, also der Lehrer, welcher sieben Tage lang von Samstag bis Samstag das Internat betreute, schritt die Front der aufgestellten Tischgemeinschaften ab und wurde von einem der Primaner, der den Inspektorendienst versah, begleitet. Es gab den Ordnungsinspektor, den Hausinspektor, den Garteninspektor usw., die alle ihre bestimmten Aufgaben im Internatsbetrieb hatten und ebenfalls wöchentlich wechselten. Der Hebdomadar betrat als erster das Zönakel, in dem die Tische wiederum anders eingeteilt waren als in den Stuben, denn es gab 13 Tische, an denen je zehn Schüler saßen. Der Inspektor gab



mit einem Spruch das Zeichen zum Essensbeginn. Am Schluss hieß es „es gibt noch was“, dann flitzten die Jüngsten von den Tischen mit der Schüssel zu einer Öffnung in der Wand zur Küche und empfingen einen Nachschlag, soweit dort noch etwas übrig geblieben war. Beim Abendessen spielte sich dann die gleiche Zeremonie ab.

Freie Zeit ohne Studierzwang hatten wir täglich nach dem Mittagessen bis halb drei Uhr, was aber mit dem zwangsweisen Aufenthalt im Zwinger oder mit Klavierübungen verbunden war. Danach folgte Studierzeit bis 16 Uhr, in der silentium herrschte. An zwei Tagen in der Woche konnten wir von 16 bis 17 Uhr die Schule verlassen, um in der Stadt Meißen irgendwelche Dinge zu erledigen, wie zum Beispiel sich die Haare schneiden zu lassen oder in einer Buchhandlung zu stöbern. In der Afranersprache hieß das der „Turnus“. Es konnte aber auch Klavier oder Geige oder Cello geübt werden. Von 17 bis 19 Uhr wiederum strenge Studierzeit. Nur in der kurzen Pause um 18 Uhr, die etwa fünf Minuten dauerte, hatte man Gelegenheit, an seinen Schrank zu gehen um vielleicht ein Buch oder einen anderen Gegenstand herauszunehmen. Wollte man während der Studierzeit einmal aus dringendem Grunde die Stube verlassen, musste man den Stubenältesten um Erlaubnis bitten.

Nach dem Abendessen eine halbe Stunde Aufenthalt im Zwinger, danach bis neun Uhr „wissenschaftliche Selbstbeschäftigung“. Man durfte ein gutes Buch lesen (Karl May war nicht erlaubt) oder einen Brief schreiben.

Am Mittwochnachmittag waren Studierzeit wie Freizeit vom HJ-Dienst okkupiert. Es gab auch bei uns begeisterte Hitlerjungen, andere wiederum waren das Gegenteil. Die Führerschaft der Organisation lag in den Händen von einzelnen Primanern. Auch hier waren wir also autark und hatten keine Beziehung zur Stadt. Da die gesellschaftliche Herkunft der Schüler weit gestreut war, wirkte sich das auch auf die politische Einstellung der Einzelnen aus.

Um Zucht und Ordnung einzuhalten, waren die Inspektoren berechtigt, Strafen auszusprechen, wenn sich ein Schüler der Internatsordnung widersetzte oder nicht einhielt. Die mildeste Strafe war eine „Rüge“, die meist keine Konsequenz nach sich zog, bei mehreren Rügen aber schon. Schwerere Verstöße wurden mit einem „Vernakel“ geahndet. Diese Strafen wurden in ein Buch eingetragen und wöchentlich dem Hebdomadar vorgelegt. Dieser realisierte das oder die Vergehen mit der Bestimmung des Strafmaßes, in dessen Folge der armselige Delinquent entsprechend der Schwere seines Vergehens ein festgesetztes Quantum an Versen aus der Odyssee oder ein Kapitel aus den Werken eines römischen Dichters auswendig zu lernen hat-



te. Wenn ein Lehrer eines neuphilologischen oder naturwissenschaftlichen Faches den Wochendienst als Hebdomadar versah, konnte die Bestrafung auch seinem Lehrfach entsprechend ausfallen. Die aufzuwendende Zeit dazu wurde in die Freizeit, also den „Turnus“, gelegt. Schwerste Ordnungswidrigkeiten wie zum Beispiel ein erkannter Nikotingenuss oder moralische Vergehen gegen Anstand und Würde hatten dann bis zu drei Stunden „Abzug“ (von den freien Stunden) oder eine „Sonntagssperre“ zur Folge, eine Bestrafung, die auszusprechen dem Rektor vorbehalten war. Sie konnte zu inhaltlichen Ausfüllung der Strafzeit das Lernen von bis zu dreißig Versen aus der Odyssee zur Folge haben. Ich kann mich nicht an einen Fall erinnern, den ich miterlebt hätte. Als Androhung schwebte sie jedoch ständig im Raum.

Die afranische Pennälersprache

St. Afra hatte seine eigene Pennälersprache. Diese betraf sowohl Substantiva als auch Verben. Die Turnstunde wie auch das Turnen überhaupt hießen „Gauern“, die Stunde, in der wir an manchen Nachmittagen die Schule verlassen und in die Stadt gehen konnten, war der „Turnus“. Mathematik wurde einfach mit „X“ bezeichnet.

Die alten Sprachen hatte man angliziert und nannte sie „Gräk“ oder „Lättn“. Geradezu ein Verbrechen war es, beim „stumpfen“ erwischt zu werden, bürgerlich

Die afranische Pennälersprache:

Gauern, Brücke, X

war das der Ausdruck für Geistesabwesenheit oder dösen, wie man es ja oft tut. (Aber nicht in St. Afra, wo gelernt werden sollte). Für die Toilette gab es nur den Ausdruck „Brücke“. Ob es früher so war, daß man sein Geschäft von einer Brücke aus verrichten musste, oder ob eine Brücke zum gesuchten Ort überschritten werden musste, ist nicht mehr zu ergründen. Am besten gefiel mir ein Spruch, den die Schüler in afranischen Urzeiten herunterbeten mussten, wenn sie während der Studierzeit ein dringendes Bedürfnis quälte. Sie holten beim Lehrer mit dem Spruch: „da mihi, praeceptor, veniam secreta petendi“ dafür die Erlaubnis ein. Man muss dazu den Vorzug genießen, des Lateinischen mächtig zu sein, dann ist das Begehren verständlich.



Die guten Schulgeister

Wichtige Figuren im Rahmen des Schulalltags waren der Pförtner, der Schuldiener, der ihm zur Seite stand, und der Heizer. Der Pförtner, Herr Jäntsch, saß meist in der „Loge“, einem kleinen Raum hinter dem Eingang zur Schule, dort, wo die Flucht der Klassenzimmer begann. Herr Jäntsch sprach hochdeutsch, also nicht sächsisch wie die anderen Bediensteten, und humpelte etwas, da eines seiner Kniee versteift war, vielleicht nach einer Kriegsverletzung. Ihm unterschob man die Behauptung, er pflege zu sagen „ich und der Herr Rektor“, was natürlich nicht stimmte, aber seine vermeintliche Machtstellung ausdrückte, die er gerne gehabt hätte. Für uns war Herr Jäntsch der Empfänger aller unserer Briefe und sonstiger Postsendungen, die er namentlich fein säuberlich auf einem schmalen Papierstreifen – alphabetisch – aufschrieb und am Eingang, der vom Schulhof in das Gebäude führte, an einer Tafel unter einer großen Glocke aufhängte. Diese Glocke wiederum diente dem diensthabenden Inspektor, einem Schüler der Prima, die vor den Mahlzeiten im Hof versammelten Schüler auf das Nahen des Hebdomadars hinzuweisen. Diese Aufstellung, nach den Tischen im Coenakel geordnet, wurde auch „Stellung“ genannt.

Herr Hammer, ein weiterer treuer Bediensteter, trug Breecheshosen und Wickelgamaschen. Er war immer zur Stelle, wenn er gebraucht wurde, und ging „stehen“. Er hatte nämlich auch die Aufgabe, des Nachts mehrmals durch alle Räume des Schulgebäudes zu gehen und an bestimmten Orten die Stechuhr zum Nachweis seines Kontrollganges zu betätigen. Am frühen Morgen beendete er durch ein Glockenzeichen unseren Schlaf. „On dit“ wurde ihm unterstellt, er sei früher einmal Gärtner in „Luhzern“ (Betonung auf „u“) bei der „Existenz“ gewesen, womit aber der Begriff einer Exzellenz gemeint sein sollte. Der Herrn Jäntsch beigeordnete Hausdiener, Herr Hammer, wurde von uns einfach der „Hammerseppl“ genannt, er hieß aber „Otto“ mit Vornamen. Böse, wie wir Buben waren, behaupteten wir auch, sein Sohn wäre ein „Streckentaucher“ gewesen, da er ertrunken sei. Diese Behauptungen über Herrn Hammer entbehrten jeglicher wissentlichen Grundlage. Armer „Seppl“! Er verstarb im Jahr 1963, also lange nachdem die Schule infolge der Nachkriegsgeschehnisse nicht mehr existierte.

Der Heizer Herr Maukisch war das, was wir spöttisch einen „Proleten“ nannten. Er sprach unverfälschtes sächsisch, man unterstellte ihm, Kommunist zu sein und gegen General Franco gekämpft zu haben. Was natürlich ebenso Schülerphantasie gewesen ist, wie all das, was wir dem guten alten Hammerseppl nachsagten. Maukisch verließ irgendwann seinen Posten und betätigte sich als Omnibusfahrer in Meißen, wo ich ihm wieder begegnet bin.



Unsere Klavierlehrerinnen

Zum Klavierüben stand in jedem Klassenzimmer ein Klavier, an denen die Spuren des täglichen Gebrauches mehr oder weniger eifriger Klaviereleven nicht zu übersehen oder überhören waren. Bei einem älteren Schüler, der natürlich selbst Unterricht hatte, konnte man sich am Morgen für ein bestimmtes Klavier in einem der Klassenzimmer zu einer bestimmten dafür erlaubten Zeit eintragen lassen, das war also nach dem Mittagessen oder zwischen vier und fünf am Nachmittag. Jeden Tag hatte eine andere Klasse den Vorzug, sich zuerst ein bestimmtes Klavier aussuchen zu dürfen, damit wurde hinsichtlich der Qualität der Instrumente niemand benachteiligt oder bevorzugt. In meinem letzten Jahr auf Afra hatte ich diese Aufgabe übernommen, selber aber durfte ich – eine unfassliche Bevorzugung und Ehre – auf dem Thürmer-Flügel im Musikzimmer, der sonst nur dem Musiklehrer Walter Helm zur Verfügung stand, üben – so oft und so viel ich wollte.

Nach zwei Jahren erklärte mir unsere Klavierlehrerin Margarete Pfab, also die „Pfäbin“, spontan bei einer Klavierstunde, daß diese die letzte sei, die ich bei ihr hätte, denn sie werde sich am nächsten Tag mit dem Bruder unserer Pfarrfrau, Herrn Fritzsche aus Leipzig, verloben und den Klavierunterricht an der Fürstenschule für immer beenden.

Nicht viel später stellten sich zwei neue Klavierpädagoginnen aus Meißen vor, die Konzertpianistin Fräulein Asta-Irene Schulz, die mir nicht sehr gut gefiel, und eine Dame im Alter unserer bisherigen Klavierlehrerin, Fräulein Grete Mac Gregor, die bisher in Leipzig unterrichtet hatte und eine Schülerin des berühmten Klavierprofessors Robert Teichmüller gewesen ist. Ich selber war bei ihrer Vorstellung nicht dabei, doch hat mich mein Klassenkamerad und Freund Claus Kittel, der sogleich begeistert von ihr war, zum Unterricht bei ihr mit angemeldet. Daraus wurde eine musikalische und menschliche Verbindung, die bis zu ihrem Tode währte. Von uns Schülern wurde sie einfach die „Mac“ genannt. So kurz und wie nebensächlich das klang, so lag, wenn wir dieses Wort aussprachen, darin die ganze Hochachtung und Zuneigung, die wir ihr engtgegenbrachten.

Unser Pater Afranus

Zuvor hatte im gleichen Jahr am Sonntag nach Himmelfahrt unsere Konfirmation stattgefunden. Für dieses große Ereignis wurde jeder mit seinem ersten dunklen Anzug mit langen Hosen ausgestattet. Ein Jahr lang waren wir vom Afrapfarrer Georg Muntschick, dem „Pater Afranus“, der selbst Schüler Afras gewesen ist, auf



diese heilige Handlung vorbereitet worden. Der Konfirmandenunterricht bei ihm war weit gespannt in alle Gebiete von der Religion und den großen Dichtern und Philosophen des Altertums bis in die jüngste Vergangenheit hinein, so daß wir uns nie langweilten und immer aufmerksam bei seinem Vortrag blieben. Nur ein einziges Mal verließ auch ihn die Fassung. Er behandelte mit uns das Goethe-Gedicht „Wanderers Nachtlied“, und bei den Zeilen „Ach, ich bin des Treibens müde, was soll all der Schmerz, die Lust“ fragte er anschließend unseren Mitschüler Henrich von Welck, was Goethe bei diesen Versen empfunden haben möge. Dieser antwortete sehr verächtlich, daß Goethe vielleicht Bauchweh gehabt haben könnte. Da holte der geistliche Herr tief Luft und sagte: „Henrich von Welck, das ist Deiner Familie unwürdig!“ und verwies ihn aus dem Raum. Er wurde von ihm nicht konfirmiert.

Meine Lehrer und Mitschüler

Mit dem Unterricht hatte ich meistens keine Probleme. Mein Notendurchschnitt betrug regelmäßig 1,5 und nur in einem Halbjahr musste ich einmal die Klassenspitze mit zwei anderen Klassenkameraden bei einem Durchschnitt von 1,8 teilen. Unser damaliger Klassenlehrer, Herr Studienrat Dr. Klähr, verkündete in diesem Falle mit einem Anflug von verhohlener Häme (so empfand ich es) gegen mich die Bildung eines „Triumvirats“, wie es ein solches einmal mit Caesar, Pompeius und Crassus in der römischen Geschichte gegeben hat.

Am Ende eines jeden Schuljahres versammelte sich die Schülerschaft in der großen Aula. Nach der üblichen Ansprache des Rektors traten die einzelnen Klassenlehrer ans Pult und verkündeten detailliert die Leistungen der Schüler in ihrer Klasse. Erst wurde der gesamte Notendurchschnitt der Klasse mitgeteilt und kommentiert. Dann wurden die einzelnen Schüler in der Rangfolge ihres Notendurchschnitts namentlich benannt. So wusste dann jeder Schüler über sich selbst und über jeden anderen seiner Mitschüler über dessen Leistungsstand Bescheid. Ich habe aber nie erlebt, daß daraus irgendwelche Folgerungen wie Neid oder Hass untereinander entstanden sind. Mein Stand als Klassenprimus wurde nie angezweifelt und noch heute wird das im Gespräch manchmal erwähnt. Ich habe mir daraus nie etwas gemacht (vielleicht schon, wenn es anders gewesen wäre).

Rektor der Schule war Oberstudiendirektor Hans Kastner, von uns „Johann“ genannt. Er war selber einst Afraner gewesen, hatte dann Theologie, später auch Deutsch und Geschichte studiert. Ich vermute, daß er deshalb Rektor seiner und unserer Schule geworden ist, weil er der NSDAP angehörte. Vielleicht hat er in den



Oberklassen manchmal Deutsch unterrichtet, in unserer Klasse ist er als Lehrer nie in Erscheinung getreten. Religion, sein Hauptfach, gab er nicht, auch war das für ihn nach 1934, als er Rektor geworden war, wohl nicht mehr opportun. Um die Schule vor einer Überführung in eine Deutsch Heimschule zu bewahren, ist er sogar aus der Kirche ausgetreten, was ihm von den Schülern – in Unkenntnis seiner Motive – sehr verübelt wurde, er wurde deswegen geradezu verachtet. „Johann“ wurde ob seiner Allmacht von vielen gefürchtet. Mit seiner Familie – Ehefrau, Sohn und Tochter im Kindesalter – bewohnte er einen Flügel des Schulgebäudes im Anschluss an die Alumnats-Etage. Klein-Evchen, das Töchterlein, näselte etwas und hatte mich in ihr kindliches Herz geschlossen, was bis zu einem Heiratsantrag führte. Das Söhnchen (Name vergessen) wurde schlicht der „Thronfolger“ genannt.

Zu seiner Ehrenrettung möchte ich aber sagen, daß Kastner in seiner ersten Ansprache zum Schulfest 1935, die mir viele Jahre danach gedruckt in die Hände gefallen ist, die ehrliche Absicht kundgetan hat, er wolle die christliche Tradition der Schule mit dem „neuen Geist“ des Nationalsozialismus in eine harmonische Verbindung bringen, was aber, wie die weitere Entwicklung in Deutschland zeigte, eine Illusion, eine Utopie geblieben ist.

Besonders in den Fächern Mathematik und Geschichte lieferte ich immer gute Noten ab. In Mathe war das nicht meine Leistung. Es lag auch daran, daß unser Mathelehrer, Herr Studienrat Dr. Siegfried Lorenz, es verstand, die Mathematik so einfach und logisch klar zu vermitteln, daß man bei einiger Aufmerksamkeit kein Problem hatte, diesen Stoff in sich aufzunehmen und zu behalten. Daher war mir eine 1 im Zeugnis so gut wie immer sicher. Ich sagte schon, daß Mathematik bei uns abgekürzt einfach „X“ genannt wurde.

Geschichte hat mich immer interessiert. Vor allem hatte ich ein Fable für Geschichtszahlen, die ich als das Gerüst für den Ablauf der geschichtlichen Ereignisse verstand und leidenschaftlich gern lernte. Einige davon sind mir bis heute im Gedächtnis geblieben. Dieses Fach hatten wir bei verschiedenen Lehrern. Es war einmal bei Dr. Kurt Klähr, daß er uns etwas über Colbert und den Merkantilismus erzählte, denn wir haben ihn dann damit nachgeäfft, das weiß ich noch. Er unterrichtete auch Latein und Griechisch. Sein Spitzname war „Teddy“, doch wenn wir uns über ihn aus irgendeinem Grund ärgerten, assoziierten wir seinen Namen mit dem des spartanischen Flottenführers κλεαρχοο und machten daraus ein „Klähr-A....“. Auch ihm spielte das Schicksal schwer mit. Während er als Soldat noch in



Gefangenschaft weilte, verstarb seine Frau. Nach dem Krieg musste er ein neues Berufsfeld suchen und wurde Diakon. Als er dazu ein ärztliches Zeugnis über seinen Gesundheitszustand benötigte, kam er zu uns ins Landkrankenhaus, wo ich gerade meine erste Famulatur absolvierte. Hierbei wurde mir die Aufgabe zuteil, auch meinen alten Lehrer zu untersuchen. Und während ich ihn perkutierte und auskultierte, äffte ich ihn mit diesen Bezeichnungen in seinem Chargon nach. Er grinste nur und sagte: „Gerhart Baum, sie warn schon immer ä frescher Kerl!“

In Griechisch wurden wir zuerst von unserem ersten Klassenlehrer Herrn Studienrat Dr. Fritz Caspari unterrichtet, den wir „Fratz“ nannten und sehr verehrten. Ihm war von den Schülern ein Vierzeiler gewidmet, den ich hier anbringen möchte:

*Fratz, der ewig lange,
lag auf der Gardinenstange.
- „Nie,“ sprach er „seit ehemdem,
schlief ich wieder so bequem“.*

Aber hier hatte ich bald einmal einen Hänger mit Absturz der Note auf eine Drei (bei 5 Beurteilungsstufen), was ich dann selbst in den großen Ferien unter strenger Aufsicht meiner Mutter und unter dem Beistand meiner Tante Hilde, die in ihrer Jugend in München ein humanistisches Gymnasium besucht hatte, wieder in Höhe auf meist eine Zwei in diesem Fach hochbringen konnte. Eine Eins in Griechisch hat keiner in unserer Klasse je geschafft.

Sehr selten, aber es kam doch vor, wenn Caspari glaubte, das pädagogische Pensum mit uns erfüllt zu haben, oder vielleicht auch, weil er das Bedürfnis hatte, uns etwas was seiner heimlichen Leidenschaft mitzuteilen, holte er die „Luckenbächer“ hervor. Das waren Bildbände von berühmten Stätten oder Figuren der Antike, wie sie uns erhalten geblieben sind, also Tempelreste wie die Akropolis oder Skulpturen der Götter Roms oder Griechenlands. Man spürte, wie sehr er sich in dieser Welt heimisch fühlte, die er selbst in seinem Leben nie erfahren konnte. Tragischer Weise verlor er, strafversetzt an ein anderes Gymnasium, da er der Partei nicht angehörte, bei einem nächtlichen Bombenangriff sein Hab und Gut und damit auch seine gesamte Bibliothek mit dem „Luckenbach“, der Ilias und der Odyssee und dem Caesar. Wir, seine ehemaligen Schüler, dürfen heute wie wir wollen durch das Forum Romanum streifen oder die Akropolis besteigen.

Biologie und zuletzt für kurze Zeit auch Chemie unterrichtete Herr Studienrat Dr. Martin Thielemann, ein besonderer Kauz, der allgemein nur der „Fö“



(von franz. „feu“) genannt wurde. Bei einer Feuerpanne mit dem Bunsenbrenner im Unterricht soll er dieses französische Wort erschreckt ausgerufen haben, und so blieb es an ihm haften. In seinem Unterricht konnte man sich so gut wie alles erlauben, auch schlafen oder sich leise unterhalten. Bei einer schriftlichen Arbeit war es möglich, eine Vorlage zu Hilfe zu nehmen. Das nützte ich einmal weidlich aus. Als wir ein Thema freier Wahl für eine Klassenarbeit zur Verfügung erhielten, stellte mir mein Freund „Buschi“, unser Klassenkamerad Wulf Schadendorf, ein medizinisches Kompendium aus der Praxis seines Vaters zur Verfügung, aus dem ich ein ganzes Kapitel wörtlich abkupferte, ohne daß das bei „Fö“ auffiel. Vielleicht hatte er es auch gar nicht durchgelesen. Wer weiß? An meinem allerletzten Schultag hatte mir „Fö“ einen Strafeintrag ins Klassenbuch verpasst, dessen Ursache mir nicht mehr erinnerlich ist. Es gehörte bei ihm schon allerhand dazu, mit dieser Strafe, die aber keine Folgen hatte, bedacht zu werden.

Turnunterricht gab „Gerhard“. Wir durften ihn duzen, da er zugleich auch HJ-Führer gewesen ist. Er hieß Gerhard Grützner, war erst Studienassessor und unterrichtete gleichermaßen auch Religion. Gerhard musste bei Kriegbeginn sofort einrücken, so daß wir fast keine Erinnerung an seinen Unterricht haben. Ich weiß nur noch, daß wir im heißen Sommer 1939 anstatt zweier Sportstunden mit großen Milchkübeln, die von einem Bauern ausgeliehen waren, auf den Landstraßen in der Umgebung die Bäume schüttelten und die herabfallenden Maikäfer, die in jenem Jahr eine Plage waren, in die Milchkübel sammelten und mit diesen gefüllt beim Bauern ablieferten. Das ergab dann Futter für die Hühner. Es soll vorgekommen sein, daß einzelne Maikäferbeine dann in den frisch gelegten Hühnereiern wieder auftauchten.

Ein weiterer Studienassessor hieß Walter Zieger. Er unterrichtete das Fach Erdkunde. Aber da auch er zu Kriegbeginn einrücken musste, sind keine Erlebnisse aus seinem Unterricht in unserer Erinnerung vorhanden. Warum man seinem Namen ein „Tütütbonbon“ anhängte, habe ich nie erfahren können. Leider ist er im Feld geblieben.

Dann gab es noch den Studienassessor Dr. „Hansi“ Platz. Er hat den Krieg überstanden, ist aber nicht mehr aufgetaucht. Er starb in hohem Alter eines natürlichen Todes irgendwo in Südostbayern, wie man erfahren konnte. Jedenfalls blieb uns seine bisweilen etwas feuchte Aussprache im Gedächtnis.



Dazu gab es noch – neu hinzugekommen – den Studienassessor Otto Japp. Ob seiner typisch norddeutschen Aussprache, die auf seine Herkunft schließen ließ, nannten wir ihn „Hein“, oder auch „Hein Mück von der Waterkant“. Er unterrichtete das Fach Zeichnen. Was aus ihm geworden ist, wissen wir nicht. Wahrscheinlich musste auch er den grauen Rock anziehen.

Kurt Hötzel will ich nicht vergessen. Er war Altphilologe und unterrichtete uns in manchen Jahren in diesen Fächern – ich erinnere mich an Odyssee und Jugurtha (Sallust). Wenn bei Homer die rosenfingrige Eos über dem Horizont erschien, spreizte er alle Finger seiner Hand hinter der Lektüre und schob sie bildhaft nach oben, damit der Sonnenaufgang auch für uns deutlich wurde. Hötzel war Parteimitglied, daher gehörte er dem Index unserer Klasse an, außerdem hatte ihn noch niemand je einmal Lachen sehen. Diese Vokabel kannte er nicht. Er blieb als PG (Parteigenosse) natürlich in Afra, als wir Heimschule wurden.

Als Englischlehrerin hatten wir nur kurz für eineinhalb Jahre Fräulein Hertha Beegen. Sie stammte aus der Meißner Dynastie Schnaps-Beegen und eheweihte, wie es für überzeugte Nationalsozialisten üblich war, im Rathaus den Oberleutnant Schultz, eine Veranstaltung, zu der es keine Orgelmusik gab, wir aber in HJ-Uniform Spalier stehen mussten. Freundliche oder gar freudige Erinnerungen sind unsererseits an sie nicht vorhanden. Sie ist unglaublich alt geworden und hatte dann zwei Söhne mit Herrn Schulz, die beide eine exzellente Karriere gemacht haben sollen. Ein Schulfreund gab mir vor einigen Jahren ihre Telefonnummer und ich rief sie an. Sie meldete sich – bereits Mitte 90 – mit tiefer Stimme und erkundigte sich nach unserer Klasse. An den Namen unseres Klassenkameraden Günther Thürigen konnte sie sich erinnern. Vielleicht hatte sie damit auch seinen Vater im Kopf, der HNO-Arzt in Meißen gewesen ist.

Weitere Neusprachler waren „Sprö“ (Studienrat Dr. Max Sprössig) und „Bumm“ (Studienrat Dr. Martin Hiecke), mit denen wir wenig Berührung hatten, außer wenn sie als Hebdomadar für eine Woche im Internat waren. Tragisch für Beide: „Sprö“ und seine Frau nahmen sich nach dem Einmarsch der russischen Truppen in Meißen das Leben, da Frau Sprössig mehrfach von russischen Soldaten vergewaltigt worden war. „Bumm“ hatte einen Sohn, der als junger Offizier im Krieg geblieben ist. Als alter Offizier hat er sich diesen Schmerz nicht eine Sekunde lang anmerken lassen. Bei ihm hatten wir freiwillig gerade noch ein halbes Jahr Französischunterricht, ehe wir zu den Luftwaffen Helfern gehen mussten. Wir lernten die Zahlen 1 bis 100,



wobei mir das ungewohnte „quatre-vingts“ haften blieb, und lehrte und sang mit uns die Marseillaise. Weil er, während wir mit den Franzosen noch im Kriegszustand waren, dieses wagte, zeigte er doch, wie sehr er über den Dingen stand. „Bumm“ war, das spürte man, ein „Herr“.

Als Aushilfe kam später ein älterer, schon pensionierter Lehrer mit Namen Richter an die Schule. Er hatte an der Kunstakademie in Dresden studiert und an der Porzellanmanufaktur die jungen Maler unterrichtet. Mit uns tat er dasselbe, aber nur für kurze Zeit, bevor wir die Schule verließen.

Musikunterricht gab Studienrat Walter Helm, der einst bei Max Reger und Karl Straube in Leipzig studiert hatte, jetzt aber zu einem glühenden Verehrer Hitlers mutiert war. Lernen konnten wir nichts bei ihm. Interesse hatte er vorwiegend am Schulchor, der die von ihm komponierten Hymnen auf den geliebten „Führer“ einstudieren und bei den Musikaufführungen vortragen musste. Ernst genommen haben wir Choristen allerdings die alljährliche Neueinstudierung und Aufführung des „ECCE, quo moritur justus“ von Jakobus Handl (auch Händl, daher auch „Gallus“ genannt) bei der Totengedenkfeier zum Volkstrauertag. Ich habe diesen Gesang in meiner Schulzeit in drei Stimmlagen mitgesungen – im Sopran, im Alt und zuletzt unter den Tenören. Walter Helm nannten wir „Kranos“, weil dies das griechische Wort für seinen Namen ist. Er hatte seine Frau, die aus adligem Hause stammte, sehr früh durch den Tod verloren. Als er sich nach einiger Zeit wieder auf Freiersfüßen befand und bereits ein schneeweißes Haupthaar hatte, nannten wir ihn den „Lustgreis“ – da war er 53 Jahre alt. Aber auch seine zweite Frau verstarb bald an einem Krebsleiden. Gegen Ende des Lebens verlor er durch einen Brand in dem Haus, in dem er wohnte, sein Hab und Gut, darunter auch seinen Flügel. Zuletzt lebte er im Altenheim, welches den Namen „Feierabendheim“ hatte. Dort habe ich sehr spät mit ihm wieder briefliche Verbindung aufgenommen, worüber er sich sehr freute. Seine Handschrift war auch in hohem Alter noch die alte deutsche Schrift, geschrieben so exakt und sauber, als wäre sie gedruckt. Seine Briefe an mich begann er mit „Sehr geehrter Herr Doktor!“, Hätte man das je als Schüler gedacht?

Nach diesem „ECCE“ von Jakobus Gallus wurde in Afra nicht nur die gesamte Totenfeier benannt, so hieß auch das jährlich erscheinende Heft mit den Namen und vor allem den ausführlichen Viten der verstorbenen Altafraner. Ich habe mir alle diese Hefte gesammelt und wie andere Freunde ebenfalls zu Büchern binden lassen. Ich nehme diese Bände manches Mal noch heute zur Hand und blättere darin.



Dabei denke ich dann an so manchen guten Freund, mit dem ich mich noch heute eng verbunden fühle, ihn aber schmerzlich vermisse: Friedrich Lunderstädt, den wir „Lohner“ nannten, oder Claus Kittel, mit dem mich die Musik verband, an meinen ältesten Freund Konrad Hoffmann, „Moy“ genannt, an „Buschi“ Wulf Schadendorf, und an viele andere Mitschüler und Klassenkameraden die inzwischen verstorben oder damals im Krieg gefallen sind. Sie alle sind für mich auch ein Teil meiner afranischen Vergangenheit.

Ein anderer Musiklehrer, der auch Mathematik unterrichtete, war Herr Reinstein. Herr Reinstein war eine stattliche Erscheinung, groß, Embonpoint und hatte eine kahle Kopfoberfläche, die von einem weißen Haareskranz umringt war. Wir hatten nie Unterricht bei ihm, denn er verließ unsere Schule bereits, als wir erst ein Jahr in Afra waren. Er komponierte ebenfalls, aber ernsthaftere Musik als Kranos. Ich erinnere mich gut an einen Vortrag, den er vor der ganzen Schülerschaft in der Aula hielt. Er hatte eine vierstimmige Fuge komponiert, die er nun mit dem Streichquartett des Meißner Stadttheaters in allen ihren kompositorischen Varianten aufführen ließ, wie es einst Johann Sebastian Bach in seiner „Kunst der Fuge“ vorgeführt hat. Ich fand seine Komposition wie auch seine lehrreichen Ausführungen dazu äußerst beachtenswert. Er wurde an ein Gymnasium im Vogtland versetzt und heiratete im höheren Alter ein Fräulein Augustin. Von bösen Zungen wurde uns zugetragen, daß man ihm dort nach neun Monaten eine Hebamme ins Haus geschickt habe. So waren wir Schüler also damals auch schon.

Deutsch, aber auch Geschichte, bei Herrn Studienrat Martin Hesse, von uns „die Zwacke“ genannt, der selber einmal, wie auch Dr. Lorenz, Studienrat Müller und Rektor Kastner, Afraner gewesen ist. Wir lasen bei ihm unter anderem Storm, Grillparzer und auch Schiller. Außerdem mussten wir den „Ekkehard“ von Viktor von Scheffel und „Ein Kampf um Rom“ von Felix Dahn in der Studierzeit lesen. Sein Lieblingsdichter war neben Goethe jedoch Hans Carossa, der zunächst den väterlichen Arztberuf erlernt hatte, sich dann jedoch ausschließlich der Schriftstellerei gewidmet hat. Zwacke las uns aus seinen Büchern manches Kapitel vor, in denen er von seiner Jugend oder auch von seinen Erinnerungen an den ersten Weltkrieg berichtete. Unvergessen bleibt dabei auch die „Geschichte vom Kätzchen“, die er in seinem „Rumänischen Kriegstagebuch“ erzählt hat und die er uns mit besonderer Liebe vortrug. Es ist hier nicht der Ort, dieses rührend geschilderte Erlebnis wiederzugeben, leider sind auch die Werke Carossas heute nicht mehr im Buchhandel erhältlich.



Bei Zwacke hatte ich einen guten Stand, ich durfte sogar bei seinen Vorträgen außerhalb von St. Afra in der Volkshochschule einzelne Abschnitte aus den Büchern Carossas vorlesen – vielleicht ist mir auch deswegen die „Geschichte vom Kätzchen“ so haften geblieben. Bei ihm konnte ich auch manche Eins für einen Aufsatz verbuchen. Die allgemeine Beliebtheit Zwackes fand ihren Ausdruck in einem lustigen Gedicht im Stile von Wilhelm Busch, das über Generationen auch zu uns gekommen ist. Zu seinem Gedenken möchte ich es hier wiedergeben, ich habe es nie vergessen (der Verfasser dieser Verse ist leider unbekannt geblieben):

*Jeder Mensch hat das Bestreben,
täglich was von sich zu geben,
erstens aus Hygienegründen,
dann, um wohl sich zu befinden.*

*Der macht`s gerne in der Frühe,
der gibt mittags sich die Mühe,
mancher macht`s auch gern am Abend,
wo es wunderbar erlabend.*

*So dacht` Lehrer Zwacke auch,
so erzog er seinen Bauch
mindestens drei Jahre schon.*

*Sei es nun aus Tradition,
oder dachte er, er hätte
Ruh erst, wenn die Schul zu Bette –
jeden Abend gegen Zehn
sah man ihn verschwinden geh`n.*

*Lehrer Zwacke wusste kaum,
daß man von dem Schlafsaalraum
in das Örtchen konnte blicken.*

*Ach, was war`s für ein Entzücken
und was war`s für ein Ergötzen,
tat sich Lehrer Zwacke setzen!*

*Und, wie sah von jenem Platze,
jeder Lehrer Zwackes Glatze,
wenn er köstlich sich bemühte
und vor Eifer rot erglühte!*

*Ach, was wars für ein Genuss,
wenn er jedes Mal am Schluss
in der Tiefe schien zu lesen,
ob es auch was recht`s gewesen,
wenn er hoch befriedigt nickte
und voll Stolz hinunterblickte!*

*Ja, es war ein großer Spaß,
wenn Herr Lehrer Zwacke saß!
Einmal aber naht behende
doch das bitterböse Ende.*

*Lehrer Zwacke ging wie immer
in das so diskrete Zimmer,
setzte sich mit viel Behagen
wie ja schon seit vielen Tagen –
doch, da bricht ein Lachen los –
Kinder, nein, der Spaß war groß!*

*Lehrer Zwacke war empört –
So was ist doch unerhört!
Grollend schlich er sich zurücke,
wütend über solche Tücke.*

*Vor der Zeit an war`s geschehn,
niemehr ward er dort gesehn,
und ein großes Rätsel steht,
wo und wann er nunmehr geht ...*



Unvergessen bleibt mir auch eine Unterrichtsstunde, bei der wir ein Gedicht eines Klassikers nach freier Wahl lernen und danach vortragen mussten. Da mir Friedrich von Schiller lieber als alle anderen Dichter war (und noch heute ist), wählte ich die herrliche Ballade vom „Ring des Polykrates“, wovon mir bis heute noch einige Verszeilen in Erinnerung geblieben sind. Unser Klassenkamerad Karl-Theodor Lieser, dessen Beurteilung in diesem Fach wohl am abrutschen gewesen ist, wagte es, die gesamte „Glocke“ von Schiller auswendig zu lernen, um seine Benotung zu verbessern. Und tatsächlich stellte er sich vor die Klasse und trug ohne stecken zu bleiben dieses gewaltige Poem in einem Atemzug vor. Noch heute habe ich dieses Bild vor mir und bewundere seine Leistung, die für mich einem Verzweiflungsakt gleichkam.

Der Krieg war auch in unserer Schule für den Betrieb und die Stimmung von bestimmendem Einfluss. Manch einer der ersten Primaner, den wir noch als Schüler erlebt hatten, ist bereits gefallen, manche Lehrer, zeitweise auch der Rektor, wurden zum Wehrdienst eingezogen. „Zwacke“ ist aus dem Krieg nicht zurückgekommen, er starb an Entkräftung und allgemeiner Dystrophie auf dem Heimweg aus russischer Kriegsgefangenschaft in Weißrussland im Eisenbahnwaggon, der ihn wieder in die Heimat bringen sollte. Er wurde gleich dort ohne ein Grab verscharrt. Meine Bemühungen, über den Volksbund für Kriegsgräberfürsorge etwas Näheres zu erfahren, blieben erfolglos, da Weißrussland sich nicht an die allgemeinen Vereinbarungen mit der Kriegsgräberfürsorge halten will.

Drei Wochen später traf die Nachricht ein, daß mein Vater und seine Begleiter bei Novosokolniki verscharrt gewesen waren, dort wieder aufgefunden und mit allen militärischen Ehren bei Solotkowo zwischen Novosokolniki und Welikij Luki beigesetzt worden sind. Bald darauf hat mir der Adjutant Herr Leutnant Deppe, in einem langen Brief den Ablauf dieser Geschehnisse ausführlich geschildert.

Die Geborgenheit in St. Afra ließ mich das schmerzliche Erleben ertragen, auch hatte ich in unserem „Pater Afranus“, dem Afrapfarrer Georg Muntschick einen väterlichen Freund, bei dem ich jederzeit aufgenommen wurde. Er sagte mir einmal: „Bäumi, Du kannst immer zu uns kommen, auch wenn Du störst“. Oft habe ich in der Mittagszeit auf seinem Blüthner-Flügel geübt, während er daneben in seinen Büchern studierte oder an der Sonntagspredigt arbeitete.

Im Internat war ich zuerst in Stube IX bei Steffen Schüttoff und Martin Rönsch, die als Primaner die Stubenältesten gewesen sind. Beide sind im Krieg als junge Offiziere gefallen. Im nächsten Jahr bewohnte ich Stube V bei Herbert Gelbrich, der mich



zuvor in Stube IX einmal furchtbar verdroschen hatte, als ich zu frech zu ihm gewesen bin. Die letzten Prügel holte ich mir von Keller „Assel“, der drei Jahre älter war als ich. Die Rauferei hatte ich begonnen, als wir uns – sicher wegen etwas unbedeutendem – stritten. Später verzichtete ich auf Aggressionen gegen Ältere.

Jeder Primaner erhielt von seiner Stube oder seinem Tisch beim „Abgang“, also zum Abitur, eine „Tischzensur“. Das war eine lange Rolle aus Pergamentpapier, auf der alle möglichen Lernfächer und sonstiges in feinsten gotischer Frakturschrift aufgezeichnet waren und dahinter handschriftlich mit einem originellen Vers oder Zitat von den „Untergebenen“ versehen wurden. Zum Beispiel konnte man im Fach „Gauern“, was in afranischer Sprache den Sport bedeutete, aus Schillers „Wilhelm Tell“ die Worte „was will der Popanz auf der Stange hier“ als Beurteilung finden. Der Primaner bedankte sich dafür beim Schreiber der Tischzensur mit einem Buchgeschenk, das er mit Dank und Widmung versah.

Im Sommer 1942 hatte ich die Nase voll vom Internatsleben. Daheim lockte der Flügel. Daher entschloss ich mich, zu Hause zu bleiben und nur zum Unterricht nach St. Afra mit dem Rad zu fahren – im übrigen fleißig zu üben.

Noch vor Beginn der großen Ferien rief mich unser Rektor zu sich und bot mir an, wieder ins Internat zurück zu kommen, um eine Inspektorenstelle bei der nächsten Sexta, die nach den Ferien kommen sollte, zu übernehmen. Das konnte ich ihm nicht abschlagen und übernahm diese Aufgabe sehr gerne. Mit einzelnen Buben aus dieser Klasse, die ich damals leider nur für kurze Zeit betreuen konnte, stehe ich heute noch in freundschaftlicher Verbindung.

Afranische Luftwaffenhelfer

Im neuen Schuljahr in Stube VII war ich nicht mehr lange, da wir im Februar 1943 zu den Luftwaffenhelfern an das Leunawerk einberufen wurden. Es war ein Gesetz erlassen worden, welches alle Schüler des Geburtsjahrganges 1926 zum Dienst an der Waffe in der Heimat verpflichtete, und damit war unsere Schulzeit sozusagen beendet. Allerdings konnte das nur vorläufig sein, denn wir hatten noch keinen Schulabschluss, also kein Abitur in der Tasche. Jeder musste nach dem Krieg selber sehen, wie er seine Schulausbildung abschließen konnte.

Währenddessen ereigneten sich in St. Afra große Umwälzungen. Den offiziellen Festakt der Umwandlung unserer Schule in eine von einem SS-Führer geleitete Heimschule haben wir im November 1942 noch miterlebt, ohne dass sich am Tageslauf im Internat etwas geändert hatte.



Zur Feier dieses historischen Ereignisses waren der Gauleiter und Reichsstatthalter von Sachsen Martin Mutschmann, der Inspekteur aller deutschen Heimschulen SS-Obergruppenführer August Heißmeyer, der Meißner Kreisleiter Böhme, sowie etliche andere, uns unbekannte und mehr oder weniger wichtige oder unwichtige nationalsozialistische Prominenz erschienen. Wir Schüler mussten dazu in HJ-Uniform in Reih und Glied im „Kleinen Zwinger“, dem kleinen Hof hinter dem Schulgebäude antreten und das ganze miserable Theater über uns ergehen lassen. Beim Mittagessen im großen Speisesaal, dem Zönakel, wurde Mutschmann an unseren Tisch gesetzt und ich hatte die zweifelhafte Ehre, genau neben ihm zu sitzen. Es gibt davon auch Photos, die von der Presse aufgenommen worden waren. Von Mutschmann ging im Volke der Spruch um: „vom Strumpfhalter über den Büstenhalter zum Reichsstatthalter“, denn er war früher ein kleiner Händler von Kurzwaren oder Damenwäsche gewesen. Kreisleiter Hellmut Böhme, ein kleiner Bonze von unbedeutender Herkunft, betrachtete die an der Wand im Zönakel auf einem Sockel thronende und mit dem Leitsatz „similia similibus curentur“ versehene Büste Samuel Hahnemanns und fragte unschuldig: „wer war denn dieser Similibus?“. Unser Spott verbreitete sich unter uns Schülern sehr schnell.

*das ganze
miserable
Theater*

Rektor Kastner musste dieses Trauerspiel, die Entwürdigung seiner Schule, miterleben. Grotesker Weise trug er dazu – gleich wie die Bonzen – den schändlichen Rock der Goldfasane. Später wurde er, wie auch der konservative Teil der Lehrer, im Herbst 1943 durch den von uns so genannten „SS-Müller“ abgelöst und in die Wüste geschickt.

Als Schulleiter agierte nun Studienrat Dr. Bernhard Hansen, von uns wegen seines dem norwegischen Dichter Knut Hamsun ähnlichen Namens nur „der Knut“ genannt. Hansen war begeisterter Anhänger des Nationalsozialismus und trug stolz und bei jeder sich ihm bietenden Gelegenheit den protzigen Frack des „Goldfasans“. Ich schätze Herrn Dr. Hansen aber auch noch heute hoch ein. Obwohl in der Schule genau bekannt gewesen ist, wer von der Schülerschaft für oder gegen das Regime gewesen ist, hat er immer Gerechtigkeit walten lassen und nie einen Schüler benachteiligt, der auf der „anderen Seite“ stand, weil der Vater vielleicht Pfarrer gewesen ist oder sonst verdächtig war.



Der „Erhebung“ zur Deutschen Heimschule schlossen sich aber spürbare Veränderungen im schulischen Bereich an. Lehrer, die nicht der NSDAP angehörten oder als politisch „unzuverlässig“ eingeordnet waren wurden an andere Schulen versetzt. Wir bekamen als Ersatz einige neue Lehrkräfte, die erkennbar nicht das Format unserer alten afranischen Lehrer hatten. Wir nahmen diese Neuen nicht für voll, obwohl wir, der Benotung wegen, ihrem Unterricht folgen mussten. Innerlich standen wir in Opposition gegen sie. Doch haben wir das, wo die Gelegenheit es zuließ, diesen Ersatzlehrern zu erkennen gegeben. Im Deutschunterricht bei einem Ersatzlehrer befanden wir uns gerade noch in Fausts „Vorspiel auf dem Theater“, als wir dieses Thema und den gesamten Schulunterricht beenden mussten. Bei den Luftwaffenhelfern tangierte uns das Weitere aber nicht mehr.

Am 20 Februar 1943 rückten wir in HJ-Uniform per Bahn und dann auf einem Lastwagen in Beuna, einem kleinen Dorf bei Merseburg, bei einer Flak-Scheinwerfer-Kompanie ein, die um das kriegswichtige, bekannte „Leunawerk“ aufgestellt war. Unser Kompaniechef war Herr Oberleutnant Beck. Nach einigen Wochen militärischer Ausbildung nach allen Regeln des alten preußischen Drills wurden wir auf zwei Flakscheinwerfer-Stellungen verteilt.

Ein kleiner Trupp von sechs Luftwaffenhelfern, darunter auch ich, wurde nahe dem Dorf Geusa bei Merseburg einer solchen Stellung zugeteilt, die auf freiem Feld gelegen war. Es waren das: Rudolf Eckelt und Hänschen Heide aus Meißen, Axel Herrmann, genannt „Pudding“, aus Leipzig. Dieter Zätzsch („Schuft“) aus Radebeul, Götz-Eberhard Wagner aus Arnsdorf und ich. Wir sechs Knaben waren in einer kleinen Baracke auf freiem Feld untergebracht. Drei von uns: zuerst Wagner, dann Heide und zuletzt auch noch Eckelt, sind später als tapfere Soldaten an der Front gefallen.

An unserer Stellung lief ein Schienenstrang vorbei. Auf diesem verkehrten täglich einige Güterzüge, die mit Braunkohle aus dem Revier beladen waren. Da es in dieser Jahreszeit noch recht kalt war und wir die Baracken mit einem kleinen Kohleofen erwärmten, war es für uns sehr bequem, vom Heizer dieser Züge sein Heizmaterial zu erhalten, wenn wir ihn durch ein Zeichen darum baten.

In jeder Stellung gab es ein gewisses Häuschen, in dessen Tür ein Herz als Signum für einen bestimmten Zweck eingelassen und das auf einer großen Grube für den Plumps aufgestellt war. Ich machte davon Gebrauch, und da zur Unterhaltung und zu gezielter Nutzung ein Bündel Zeitungspapier auf einem Nagel aufgespießt war, entnahm ich dem das erste Blatt und vertiefte mich in seinen Inhalt. Dieser bestand



unter anderem auch aus einem kleinen Denkrätsel, und da schom seit Martin Luther bekannt war, daß bei dieser Tätigkeit gute Einfälle kommen können – bei ihm soll es einem on dit zufolge sogar der Gedanke an die Reformation gewesen sein – war es mir ein leichtes, dieses Rätsel zu lösen und an den Verlag einzusenden. Ich war nicht wenig überrascht, als ich nach einigen Tagen oder Wochen die Antwort erhielt, daß ich einer der beiden Preisträger dieser Rätselfrage sei und das ich ein Buch erhalten werde, für dessen Zusendung ich aber meine Privatadresse bitte angeben möge. Das tat ich auch und erhielt ein dickes Buch von fast 600 Seiten mit dem Titel „Aus fernen Welten“ von Bruno H. Bürgel, außerdem wurde der Name der Gewinner, also auch ich, in dieser Zeitschrift rühmend veröffentlicht.

Ein weiterer, größerer Teil unseres Jahrganges diente in einer Scheinwerferstellung bei Frankleben. Gemeinsam hatten wir ab und zu eine Stunde Unterricht bei dem Lehrer, der uns begleitete, aber im Dorfe wohnte. Im ersten Halbjahr war dies unser Lateinlehrer Studienrat Dietrich Müller („Müllerdiez“), mit dem ich außerhalb der Dienstzeit manche lustige Stunde verbrachte. Er war ein hervorragender Flötist, den ich auch am Klavier begleiten durfte. Der Kompanieoffizier Leutnant Schmidt war von Beruf Deutschlehrer an einem Gymnasium, der seine pädagogischen Fähigkeiten an uns erprobte. Einmal sagte er zu mir „Baum, Sie können nichts dafür, Sie sind blöde“. Sicher hatte er recht, den Grund dazu hat er zwar nicht genannt oder ich habe ihn wieder vergessen. Es war wohl nicht ernst gemeint, denn er hatte auch Humor. Schließlich war da noch ein Obergefreiter, der uns in Mathe unterrichten sollte, was aber letztlich zu keinem erkennbaren Ergebnis geführt hat.

Nach einem halben Jahr wurden wir an den 2 cm Flak-Vierling versetzt, ein kleines Geschütz mit vier quadratisch angeordneten Rohren. Wir bezogen Stellung gleich neben dem Leunawerk, von diesem nur durch den Schienenstrang der Bahnstrecke nach Berlin getrennt. Mit dieser Kanone konnten wir mehrere Salven auf Anhieb wie bei einem Maschinengewehr abfeuern. Der neue Kompaniechef hieß Leutnant Dr. Grünzig und war ein aktiver Nationalsozialist, Akademiker und soviel ich weiß sowas wie Reichsdozentenführer oder ähnliches. Als ich eines schönen Tage den Kompanieoffizier – seinen Namen habe ich vergessen – mit einer oder einigen Rollen Klopapier über die Stellung gehen sah, rief ich ihm zu, daß ich nun wüsste, wo das Toilettenpapier für uns geblieben sei, antwortete er mir fröhlich: Klopapier für Offiziere, für Unteroffiziere die Illustrierten, und für Mannschaften Zeitungspapier. Da wusste ich nun genau auch über die hygienische Rangordnung Bescheid. Leutnant Grünzig ließ uns nie seine politische Haltung spüren.



Im zweiten Halbjahr unserer Luftwaffenhelferzeit kam Studienrat Hesse, die „Zwacke“, als Betreuungslehrer zu uns, er löste damit den „Müllerdiez“ ab. Auch er hat versucht, uns vor der totalen Verblödung zu bewahren, wie er es später einmal ausgedrückt hat. Der Erfolg dieser Bemühungen bleibe dahingestellt. Eine wertvolle und liebe Erinnerung an ihn ist mir geblieben. Als ich mich zuletzt dann zum RAD (Reichsarbeitsdienst) verabschiedete, übergab er mir ein Inselbüchlein mit Rilkes „Cornett“ aus seiner eigenen Bibliothek, das er mit einer Übereignung versah. Das war eine freundschaftliche Auszeichnung für mich. Diese Anerkennung danke ich ihm bis heute mit meiner Zuneigung über seinen Tod hinaus.

Unsere Geschütze befanden sich etwas oberhalb auf einer Halde und wurden von je vier oder fünf Luftwaffenhelfern bedient. Zum Einsatz kamen wir aber nicht. Zur Übung mit scharfer Munition wurden wir für eine Woche nach Bad Dramburg in Pommern transportiert, wovon ich nur noch die herrliche Landschaft in Erinnerung behalten habe.

Nach einem halben Jahr kamen auch die Schüler des Jahrgangs 1927 zur Verstärkung zu uns. Etwas später wurden wir Älteren zu Luftwaffenoberhelfern befördert und trugen zum Zeichen unserer neuen Würde eine Silberlitze an den Schulterklappen der Uniform. Diese habe ich bisher noch nicht beschrieben. Wir waren in der blauen Farbe der Luftwaffe im Stil der Hitlerjugenduniform eingekleidet worden, also

„wehrdienstfähiges“ Alter

Überfallhosen, Bluse mit großen Brusttaschen und am linken Arm die Hakenkreuzbinde der HJ, sowie die übliche Mütze mit HJ-Abzeichen als Kokarde. An einem freien Nachmittag, den wir einzeln einmal in der Woche hatten, fuhren wir meist über Merseburg hinaus mit der Straßenbahn in die nächste Großstadt nach Halle. Dort befanden sich auch Kinos, die wir ab und zu frequentierten.

Wir Knaben befanden uns jetzt im „wehrdienstfähigen“ Alter und wurden zur Musterung nach Schkeuditz bestellt, einem kleinen Ort nördlich von Leipzig. Dafür konnten wir die Stellung für eine Nacht verlassen, um dort am anderen Morgen antreten zu können. Am Abend besuchten wir alle noch das Kino in diesem Wehrmachtsheim und schauten uns einen Film an; welchen, das weiß ich nicht mehr, aber es war eine gute Gelegenheit dafür. Alle waren wir „wehrdiensttauglich“ und konnten für das kommende Jahr unsere Einberufung erwarten. Um nicht zu irgendeiner mir nicht genehmen Waffengattung einrücken zu müssen, hatte ich mich freiwillig



zu den Gebirgsjägern gemeldet. Bei diesen, so hoffte ich, war ich meiner Heimat näher und musste mich nicht mit großen Geschützen, Panzern oder ähnlichem beschäftigen oder gar ihre Konstruktion und Bedienung nach HDV (Heeresdienstverordnung) erlernen. Eigentlich wollte ich in meiner Vorstellung als zukünftiger „Held“ Fallschirmjägerpionier werden, aber da wir noch nicht volljährig waren, musste diese Meldung von einem Erziehungsberechtigten, also von meiner Mutter, unterschrieben werden. Mit einem solchen „Himmelfahrtskommando“ war sie jedoch nicht einverstanden, so dass wir uns auf die Gebirgsjägertruppe einigten.

Zunächst erhielt ich den Gestellungsbefehl für den Reichsarbeitsdienst zum 14. Februar 1944 ins ostpreußische Pillau nahe Königsberg. Meine zukünftige Kaserne befand sich dem Ort gegenüber auf der Spitze der Frischen Nehrung, welche das gleichnamige Haff zur Ostsee hin abgrenzte. Von meinen Klassenkameraden war keiner mit dabei. Wir trugen die braune Uniform eines Arbeitmannes und erhielten zum Zwecke des Arbeitens einen Spaten als unser Dienstgerät. Dieses Intermezzo dauerte bis zum 26. April 1944, dann konnte ich, um etliche Kilos vermehrt, wieder als Zivilist in einem Nachtzug nach Hause fahren.

Meine Einberufung zur Gebirgstruppe in Innsbruck war für den 8. Juni 1944 festgelegt. Somit hatte ich etwa sechs Wochen zu meiner freien Verfügung. Da ich eigentlich noch immer Schüler war, rechnerisch nun nach dem Zeitplan der Obersekunda, also der siebten Gymnasialstufe, ohne das entsprechende Wissen, angehörte, beschloss ich, wieder meine alte Schule zu besuchen, um den Übertritt in die achte Klasse zu erlangen. Man sagte allgemein, dass das ein wichtiger Schritt auf dem Wege zur Universität sei. Also meldete ich mich wieder bei meiner alten Schule St. Afra an, um als Extraner, also nicht im Internat, trotz der dort veränderten Verhältnisse wieder den Unterricht zu besuchen. Da man schon einmal quasi ein Soldat gewesen ist, wurde ich auch mit dem gebührenden (wie ich meine) Respekt angenommen.

So radelte ich dann also jeden Morgen zur Schule, die sich über der Stadt auf der anderen Elbseite, „linkselbsch“ wie man in Meißen sagte, befand, in den Unterricht und nach erfolgter Wissensmehrung mittags wieder heim.

Die alten Lehrer hatten die Schule verlassen müssen, nur die Parteigenossen durften weiter unterrichten. Das waren der Altphilologe Kurt Hötzel, der Musiklehrer Walter Helm, der sich schon immer mit seinen musikalischen Lobeshymnen auf den Führer hervorgetan hatte, die Englischlehrerin Hertha Schulz-Beegen und natürlich



der Konrektor Bernhard Hansen. Alle anderen Lehrer waren ihrer nationalsozialistischen Überzeugung wegen nunmehr der neue Lehrkörper, mit dem ich mich begnügen musste. Unvergesslich blieb mir nur der Mathelehrer Herr Heinrich, mit dem ich mich erdreistete, über Unsinn und Notwendigkeit seines Faches zu unterhalten, welches kein vernünftiger Mensch in seinem Leben benötige. Durch die lange Unterbrechung hatte ich den Anschluss in Mathe völlig verloren. Er entschuldigte sich bei mir für seine Berufswahl und fragte mich nach der meinen. Als ich ihm entgegenete, Arzt werden zu wollen, meinte er lakonisch, ich müsse dann doch wissen, ob ich einem Patienten drei oder fünf Tropfen zu verordnen habe. Und obwohl ich in der einzigen fälligen Klassenarbeit in seinem Fach daher nur eine verdiente Fünf, die schlechteste Note, die es gab, erreichte, ließ er Gnade vor Recht ergehen und verlieh mir im Abschlusszeugnis eine gnädige Vier. Ihm sei ewiger Dank!

Der Musiklehrer Walter Helm, genannt „Kranos“, schenkte mir die einzige Eins, die mein Zeugnis schmückte, obwohl ich nicht weiß, womit ich sie verdient habe. Die „Revolutionsetüde“, die ich noch zuletzt in Afra gelernt hatte, habe ich ihm nicht vorgespielt. Und so verließ ich die Schule wieder, jetzt jedoch mit einem Zeugnis, das mir in meiner früheren Schulzeit nicht gerade zur Ehre gereicht hätte.

Pflichtgemäß und pünktlich rückte ich am 8. Juni in der Kaserne in Innsbruck-Rum ein. Die „Kaserne“ bestand nur aus einigen alten Holzbaracken.

Als Soldat noch nicht eingekleidet, wurde ich aus einem Fenster der Nachbarbaracke laut angerufen: „Jäger Baum“. Ich blickte hinüber und sah meinen grinsenden Schulfreund Georg Schöfer heraus schauen, der zwei Klassen über mir gewesen war und jetzt als Oberjäger (bei den Gebirgsjägern = Unteroffizier) und Reserveoffiziersbewerber hier bereits seinen Dienst tat, Das war für mich ein glücklicher Umstand, denn wir mochten uns schon früher ganz gut.

Unsere Einheit, das Gebirgsjägerregiment 136, war das Traditionsregiment der ehemaligen österreichischen Kaiserjäger. Irgendwann danach lernten wir auch noch den „Kaiserjägersmarsch“, der beim Marschieren gesungen wurde. Diese glückliche Zeit währte leider nur zehn Tage, dann wurden wir in Güterwägen verladen und über den Brenner nach Italien transportiert.

Unsere künftige Garnison wurde die alte Habsburgerstadt Görz – Gorizia – am Unterlauf des Isonzo gelegen, wo sich im Vorort Salcano nahe der Grenze zu Jugoslawien unsere neue Unterkunft befand. Dort blieben wir einige Monate und wurden im Kampf gegen die Partisanen eingesetzt. Nach einem Lazarettaufenthalt wegen einer



Gelbsucht kam ich an die Ostfront. Bei einem nächtlichen Nahkampf wurde ich schwer verwundet und kam ins Lazarett. Zuletzt lag ich in Eger in einer zum Lazarett umgewandekten Schule.

Nach einigen Wochen war ich so weit geheilt, dass ich entlassen werden konnte. Es wurde mir vom Stabsarzt sogar angeboten, ob ich das schon wollte oder noch dableiben möchte. Natürlich wollte ich, und so kam ich in ein Gefangenenlager, das auf einer großen Wiese bei Eger gelegen war. Als Unterkunft standen große Zelte bereit. Die Verpflegung war miserabel und bestand aus einem Stück Kommissbrot täglich sowie einer Wassersuppe, die ich mit gepflücktem Sauerampfer und ähnlichen Kräutern, die ich auf der Wiese pflückte, etwas schmackhafter zu machen versuchte. Als Toilette diente ein dicker Balken über einem Graben, der im Landserdeutsch der „Donnerbalken“ genannt wird.

Dort geschah es eines Tages, dass, nachdem ich mich nach „Erledigung“ wieder erhoben hatte, ein alter Landesschütze abprotzte und sich vor meinen Augen niederließ, um sein Geschäft zu verrichten. Ich traute meinen Augen kaum – es war der „Fö“, mein alter Biologielehrer, der mir am letzten Schultag noch einen Strafeintrag ins Klassenbuch verpasst hatte. Davon konnte jetzt natürlich keine Rede mehr sein, er wusste es sicher auch nicht mehr. Martin Thielemann war Jahrgang 1886, jetzt also 59 Jahre alt und hatte noch einrücken müssen. Wir kamen freundschaftlich zusammen, von meiner Seite natürlich immer noch mit dem Respekt, den er als afranischer Lehrer verdiente. Umso mehr empörte es mich innerlich, wenn ich seine Kameraden ihn rufen hörte „hei, Du, Dielemann“, und das zu einer Persönlichkeit, die wir mit „Herr Doktor“ anzusprechen gewohnt waren. „Fö“ hatte schließlich einmal promoviert, nur wusste das niemand von seinen Kameraden und hätte sie auch nicht interessiert, noch weniger wussten sie, daß Fö ein afranischer Studienrat gewesen ist, das hätte denen wohl auch noch weniger imponiert. Wir gingen dann einige Male miteinander durch das große Lagergelände spazieren und unterhielten uns über kleine Unwichtigkeiten, bestimmt nicht über Biologie oder Chemie, seinen früheren Lehrfächern.

Nach einer Woche ging meine Gefangenschaft zu Ende und ich erhielt meinen Entlassungsschein, den ich mir bis heute aufbewahrt habe.

Im Resumé der direkten Nachkriegszeit dachte ich neben meinem eigenen Schicksal auch an die Freunde, die ich durch den Krieg verloren hatte. Ich dachte besonders an meine Klassenkameraden, die, kaum 18 Jahre alt, gefallen sind.



Und ich muss auch noch heute an sie denken, denen ein Leben mit Familie und Beruf, wie es das meine geworden ist, nicht vergönnt war. Ich denke an:

Thomas Schnorr, der zwar nur in Quarta bei uns war, der als erster am 5. Oktober 1944 gefallen ist. Er gehörte der Luftwaffe an, wurde aber wie andere auch bei Landkämpfen eingesetzt. Er fiel bei Poppel an der belgisch-niederländischen Grenze und wurde auf dem Heldenfriedhof in Ysselsteyn in den Niederlanden namenlos begraben.

Götz-Eberhard Wagner wird seit dem 12. Januar 1945 vermisst. Obwohl Marinesoldat, wurde er als Volksgrenadier an der Westfront eingesetzt, sein letztes Lebenszeichen stammt aus Bärenthal in Lothringen. Gerüchte sprechen von einer schweren Verwundung, der er vermutlich sofort erlegen ist, wahrscheinlich ist auch er namenlos von den Amerikanern beigesetzt worden.

Hans-Joachim Rüscher, der Jüngste in unserer Klasse, der uns im letzten Schuljahr wegen einer Ehrenrunde verließ, fiel am 10. April 1945 als Luftwaffenhelfer an seinem Flakgeschütz in Afferde bei Dortmund im Erdkampf gegen die Amerikaner und liegt in Herren-Werve bei Unna auf einem Friedhof begraben. Er wurde 17 Jahre und zwei Monate alt.

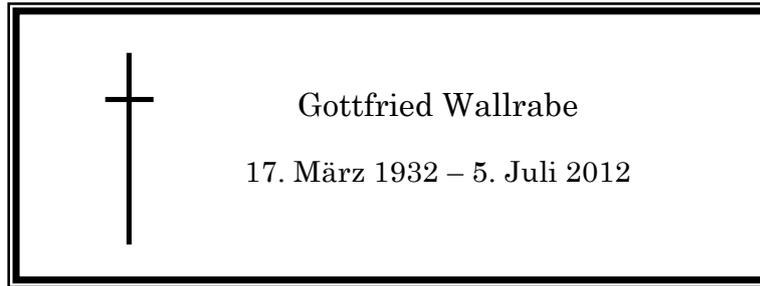
Rudolf Eckelt fiel am 2. Mai 1945 in Mischwitz bei Meißen. Er hatte kurz zuvor einen Besuch bei seiner Familie in Meißen gemacht, die ihm geraten hatte, doch Zivilkleidung anzuziehen und daheim zu bleiben, da der Krieg zu diesem Zeitpunkt sowieso schon verloren schien. Er aber wollte seine Kameraden nicht im Stich lassen und ging zur Truppe zurück, was ihm vor den Toren seiner Heimatstadt das Leben kostete. Ein halbes Jahr später musste ihn sein Vater eigenhändig ausgraben und nach Meißen bringen. Dort wurde er dann eingeäschert und nach einer Trauerfeier durch Herrn Pfarrer Prehn, dem Vater eines Klassenkameraden, auf dem Meißner Stadtfriedhof beigesetzt.

Hans („Hänschen“) Heide und Konrad Hoffmann mussten in den allerletzten Tagen des Krieges am 6. Mai 1945 in Niederstriegis bei Döbeln durch russische Scharfschützen ihr Leben lassen, als sie in einem Wald Schutz suchten. Zuvor hatte ihnen ein Gastwirt, den sie um Zivilkleidung baten, jede Hilfe verwehrt. Sie waren beide 18 Jahre und einen Monat alt. Ihr gemeinsames Grab auf dem Friedhof von Niederstriegis wurde noch zur DDR-Zeit aufgelassen, eine spätere Wiederherstellung verweigerte der Pfarrer der Gemeinde.

Requiescant in Pace!

Fotos zu diesem Artikel
auf Seite 45 und 46





Gedenkworte

Wilhelm Lutz (A 1942)

Wir Altafraner nehmen Abschied von Gottfried Wallrabe, Fürstenschüler auf St. Afra von 1942 bis 1945.

Wir gedenken seiner in Dankbarkeit!

Unsere gemeinsame Schulzeit in St. Afra hat im April 1945 ein jähes Ende gefunden. Es ist vor allem Gottfried zu danken, wenn wir ehemaligen Schüler der A 42, deutschlandweit verstreut, uns bald nach der Wende wieder fanden. Unvergessen bleibt mir der Augenblick, als ich kurz nach der Wiedervereinigung, Anfang 1991, den Hof in Sörnewitz betrat und Gottfried mich, zufällig auf dem Hof, nach mehr als 45 Jahren sogleich mit meinem Vornamen ansprach! Ich war bewegt!

Gottfried bildete den Mittelpunkt unserer A 42. Er pflegte die Verbindung zu allen; mindestens einmal im Jahr, am Geburtstag, übermittelte er jedem seine persönlichen Wünsche! Mit vielen war er in ständigem Gespräch. Über viele Jahre sammelte er seine Klasse alljährlich in Meißen, später vor den Toren der Stadt Sörnewitz. Und in gleicher Weise band er zunehmend auch ältere Conafraner in diese afranische Gemeinschaft ein!

Sie alle trauern nun um ihn!



Der Einsatz Gottfrieds nach der Wende galt aber auch dem neuen St. Afra: dem 1992 gegründeten Kreisgymnasium St. Afra, und im weiteren dem im Jahre 2001 begründeten Landesgymnasium St. Afra. Im Oktober letzten Jahres hat Gottfried noch mit einem kleinen Kreis von Altafranern an dem Festakt zur 10-Jahresfeier des Landesgymnasiums in unserer alten Aula teilgenommen.

Sein Tun war stets von der Hoffnung getragen, dass das Wissen um die reiche Geschichte unserer mehr als 400 Jahre alten Fürstenschule und um ihre erhaltenswerten Werte fortleben möge, kurz; dass der Erlebnisgeneration eine Bekenntnisgeneration folgen möge!

Bis in die letzten Wochen, ja bis in die letzten Tage hinein galt seine Sorge der Wiedererrichtung des anlässlich des 300. Geburtstages der Schule 1843 errichteten Denkmals auf dem Götterfelsen.

Nach der Wende von 1989/1990 hat sich Gottfried mit seinem großen Wissen – ebenso freudig wie uneigennützig, ungeachtet auch bitterer persönlicher Schicksalsschläge – in den Dienst der Gemeinschaft gestellt: vier Jahre hat er im Kreistag von Meißen, 16 Jahre im Stadtparlament von Coswig gewirkt, hierbei stets seine politische Unabhängigkeit wahrend. Sein selbstloser Einsatz ist 2010 mit der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes gewürdigt worden.

Bei unseren Treffen hat Gottfried uns stets auch – im Gespräch und bei zahlreichen Fahrten – das Meißner Umland vorgestellt, und uns so auch mit Stolz am Wiederaufbau seiner Heimat teilhaben lassen.

In diesen Tagen hat mir ein Conafraner – unter dem Eindruck des Todes von Gottfried – geschrieben: „Gottfried war ein vorbildlicher Afraner.“

In ihm war fürwahr der Geist von St. Afra lebendig! Er war ein Afraner zeitlebens! In diesem Sinne wollen wir ihm ein ehrendes Gedenken bewahren!

Lux aeterna luceat ei.

Das ewige Licht möge ihm leuchten!



Essaywettbewerb 2013

Im September 2013 rief der Verein der Altafraner zum zweiten Mal einen Essaywettbewerb für Afraner aus. Gefordert waren Texte, die sich mit dem Thema "Konkurrenz" (von *concurrere* – zusammen laufen) auseinander setzen. Afra-Bezug war dabei erwünscht, aber nicht notwendig. Als Preise winkten Büchergutscheine und die Veröffentlichung in der Vereinszeitschrift *sapere aude*; die Ehrung der prämierten Texte wird zum Großen Elterntag neben dem Sozialpreis stattfinden. Für die Leser von *sapere aude* dürften diese Schülerbeiträge andererseits von großem Interesse sein, da sie etwas wiedergeben vom Leben und Denken an der Schule. Wir hoffen dadurch Anlass geben zu können zu interessanten und individuellen Texten, die durchaus auch kontroverse Qualität haben und zu Diskussionen anregen dürfen.

Wir veröffentlichen hier die beiden prämierten Texte des Essaywettbewerbs 2013 von Elisa Meske und Maximilian Petzke, beide Klassenstufe 11.



Elisa Meske (A 2009)

*„Aus mörderischer Konkurrenz entsteht notwendig
früher oder später Kollaboration.“*

Hermann von Keyserling

„Konkurrenz“. Kaum ein anderes Wort beschreibt das Zusammenleben von Menschen so treffend. Wir gehen miteinander und stoßen aneinander. *Konkurrenz* leitet sich von lateinischen Wort *concurrere* ab, was so viel wie ‚zusammen laufen‘ bedeutet. Die Fähigkeit zusammen zu laufen ist ein Prozess, der sich durch unser Leben zieht wie ein roter Faden. Doch stellt sich die Frage, was das konkret für das Individuum bedeutet. Ist es die Fähigkeit, sich selbst anzuspornen oder der hässliche Stein, der uns immer wieder im Weg liegt? Sie begegnet uns täglich, in der Natur, in der Schule und im Beruf. Das Wort ‚Konkurrenz‘ besitzt immer diesen negativen Beigeschmack, der eigentlich völlig unbegründet ist, da dieses Phänomen durchaus positiv ist.



Denn obwohl Konkurrenz dieser hässliche Stein im Weg ist, treibt sie uns dazu an, uns selbst zu verbessern, unseren Charakter zu stärken und nach Individualität zu streben.

Zunächst sollte das Thema aus ökologischer Perspektive betrachtet werden. Zwei Arten können nur miteinander koexistieren, wenn sie eine stärkere Konkurrenz für die Individuen ihrer Art darstellen als für die anderer Arten. Wirkt ein Individuum stärker auf das der anderen Art, so wird logischerweise das Schwächere verdrängt. Bei Pflanzen stellt Größe einen Vorteil dar. Die größte Pflanze bekommt das meiste Sonnenlicht ab und stellt somit die Kleineren, die mit ihr konkurrieren, in den Schatten. Dabei kann beobachtet werden, dass die Konkurrenz zwischen Individuen derselben Art größer ist, da sie unter gleichen Bedingungen leben müssen. Somit kann dieses Phänomen für den Schwächeren zum Verhängnis werden. Das ökologische Prinzip der Konkurrenz kann nun auf das menschliche Miteinander bezogen werden.

Auch in der menschlichen Koexistenz finden wir Formen der Konkurrenz. Eng damit verbunden sind Ehrgeiz, Neid, Eifersucht, Ansporn und Individualität. Körperlich und geistig gesehen leben die Menschen nach ihren Bedürfnissen. Unser Körper stellt die Grundlage des Lebens dar. Er strebt nach Gesundheit, indem er Bedürfnisse wie die nach Nahrung oder Schlaf kontrolliert. Ein körperlich gesunder Mensch kann sich den ‚geistigen‘ Bedürfnissen widmen. Aus diesen resultieren unsere individuellen Eigenschaften. Ein ehrgeiziger Mensch beispielsweise sucht nach Anerkennung, Aufmerksamkeit und strebt nach guten Leistungen. Ehrgeiz ist keineswegs eine negative Eigenschaft, da sie den Menschen dazu anspornt, über sich hinauszuwachsen. Allerdings ist der Mensch nicht allein mit dieser Eigenschaft. Es gibt auch andere ehrgeizige Menschen in seiner Umgebung. Somit muss er sich hervorheben und individuell werden, damit er die bestmöglichen Leistungen erzielt und Anerkennung erntet. Doch entwickeln sich aus Anerkennung Neid und Eifersucht. Diese Gefühle entstehen durch die egoistische Veranlagung, die jeder Mensch von Natur aus besitzt. Jeder strebt nach einem Ziel; doch erreicht es ein anderer, verzweifelt man, weil der Erfolg anderer vermeintlich die eigenen Schwächen aufzeigt. Somit empfinden wir Angst vor Versagen und der daraus resultierenden Demütigung. Diese Furcht ist ein Ansporn. Wir erweitern unser Sichtfeld und streben eben nicht nur noch nach Anerkennung und Aufmerksamkeit, sondern auch nach Verbesserung und Einzigartigkeit.



Im Laufe des Lebens entwickeln wir uns. Von Geburt an sind wir neugierig. Wir lernen die Welt kennen und hören nie auf, nach mehr Wissen zu streben. Bildung ist ein wichtiger Bestandteil der Entwicklung. Man lernt, die Welt zu verstehen und sich in ihr zurecht zu finden. Jedoch entwickeln wir kein Bedürfnis ohne Grund. Wir bilden uns fort, weil wir uns etwas Gutes tun wollen. Das liegt an unserer Neugier und dem Drang, alles verstehen zu wollen. Je mehr wir wissen, desto sicherer stehen wir im Leben. Das Problem ist, dass wir uns in dieser Hinsicht immer an dem Können und Wissen anderer orientieren. Dies führt dazu, dass wir uns selbst unter Druck setzen. Dann kommt es darauf an, wie dieser Druck genutzt wird. Er kann uns dazu anspornen, nie aufzugeben. Allerdings kann er auch zu einer großen psychischen Belastung werden. Aus diesem Druck können gesundheitliche Probleme entstehen. Trotzdem ist Konkurrenz ein essentieller Bestandteil des menschlichen Lebens.

Ein einfaches Beispiel für einen Konkurrenzkampf sind sportliche Aktivitäten. Dort trainiert man, um seine Gegenspieler zu besiegen. Ohne diese würde der Sport seinen Reiz verlieren, da das Gefühl des Sieges die Belohnung für ein hartes Training ist.

Der größte Konkurrenzkampf allerdings findet in der Schule statt. Dem Schüler wird hierbei ein Ziel gesetzt: Wenn er nach Wissen strebt und sich fortbildet, wird er mit guten Bewertungen belohnt. Somit wird ein grundlegendes Bedürfnis befriedigt: das Streben nach Anerkennung. Der Schüler bekommt Anerkennung von den Eltern, Lehrern und Mitschülern. Doch ist der Erfolg einmal erreicht, lehnt man sich nicht einfach zurück. Die Mitschüler, angetrieben von Neid, verfolgen nun das Ziel, besser zu werden. Somit muss sich der Schüler ständig weiter verbessern, um aus der Masse herauszustechen. Nun baut sich der bereits erwähnte Druck auf. Der Schüler arbeitet härter, meistens aber aus Furcht. Er hat Angst vor seinem eigenen Versagen, aber noch mehr Angst hat er davor, jemanden zu enttäuschen. An diesem Punkt spielen die Eltern eine große Rolle. Sie sind für fast jedes Kind die Bezugspersonen, die großen Vorbilder. Somit hat der Schüler Angst, dass genau diese Menschen enttäuscht von ihm sind. Konkurrenz kann in diesem Fall negative Auswirkungen auf den Schüler haben. Jedoch gibt es auch positive Seiten dieses Konkurrenzkampfes, nämlich dass er seinen Ehrgeiz ausbaut und lernt, ihn zu nutzen. Das Nutzen von Konkurrenz ist besonders für die Karriere von großer Bedeutung.



Im Prinzip erleben wir Konkurrenz ein Leben lang. Nach der Schule beziehungsweise dem Studium beginnt das Berufsleben. Hierbei gibt es eine klare Hierarchie: Der Chef steht über den anderen Mitarbeitern. Nun möchte und sollte man als Mitarbeiter den Chef auch nicht enttäuschen, denn immerhin beurteilt dieser jeden Mitarbeiter und entscheidet über dessen Zukunft. So muss man sich zunächst unterordnen. Hierbei gibt es wieder das Problem, dass es viele Mitarbeiter gibt, die sich unterordnen müssen. Man kann sie mit einer grauen Masse vergleichen, die mit dem Strom schwimmt. Doch jeder Einzelne strebt nach Karriere. Es reicht nicht mehr, einfach nur mit zu schwimmen. Jedes Individuum will sich automatisch hervorheben. Dafür gibt es mehrere Möglichkeiten: Man kann mehr arbeiten als die anderen. Jedoch wird man damit auf Dauer nicht glücklich. Der andere Weg ist, dass man einfach mal etwas riskiert. Jedoch kann man hierbei leicht seine Karriere aufs Spiel setzen. Der Vorteil des Risikoweges ist, dass die Konkurrenz automatisch kleiner wird. Dieser Weg erfordert eine gute Menschenkenntnis. Man muss beispielsweise seinen Chef einschätzen können, damit ein gezieltes, effektives Einbringen möglich wird.

Irgendwann kommt der bisher ‚unwichtige‘ Mitarbeiter an den Punkt, wo er sich endlich in der Chefposition befindet. Doch dann muss man mit größerer Konkurrenz rechnen. Ein gutes Beispiel hierfür ist die Geschichte von Herrn Schmidt: Er besitzt ein Unternehmen, welches Seife produziert. Damit ist er aber nicht der einzige. Seife ist nämlich leicht herzustellen und wird immer benötigt. Problematisch ist, dass dann viele denken, dass sie genau dieses Produkt herstellen könnten. Somit gibt es neben Herrn Schmidts Unternehmen noch viele weitere, die ebenfalls Seife produzieren. Herr Schmidt hat als Chef nun mehrere Aufgaben: Er muss sein Produkt aus der Masse hervorheben. Dabei sollte er sich eine besondere Verkaufsstrategie überlegen, die sein Unternehmen individuell macht, und währenddessen koordiniert er die verschiedenen Arbeiten im Unternehmen.

Konkurrenz ist auch ein wesentlicher Bestandteil des afrikanischen Lebens. Wir lernen durch *carpe diem*, denken nach *sapere aude* und leben mit Gleichgesinnten. In dieser Gemeinschaft existiert eine ganz spezielle Form des Konkurrenzkampfes. Auf der einen Seite gibt es Konkurrenz im persönlichen Bereich, die andere Seite stellt die Konkurrenz im schulischen Bereich dar. Afra – eine Ansammlung von besonders ehrgeizigen und wissbegierigen Schülern. Afra – eine Gemeinschaft bestehend aus Individuen, die zusammen laufen, anstoßen und sich gegenseitig Halt geben. Afrikaner streben zusammen nach einem Ziel. Und man wäre nicht Afrikaner, wenn man nicht



alles daran setzen würde, dieses Ziel zu erreichen. Es geht kaum darum, welche Noten man bekommt, sondern viel mehr darum, wie gut man im Vergleich zu den Mitschülern abgeschnitten hat. Damit stoßen Afraner nicht immer auf Begeisterung. Es entsteht ein Konkurrenzkampf, wenn es um Arbeiten und Noten geht. Dabei stechen manche aus der Masse hervor und andere halten sich eher bedeckt. Jedoch geht es an Afra darum, auch mal etwas zu wagen. Es heißt nicht umsonst *sapere aude* – wage zu wissen! Afraner brauchen ihre Gegenspieler, die sie zu Höchstleistungen antreiben. Trotz diesem Ausmaß an Konkurrenz bleibt Afra eine Gemeinschaft. In dieser gibt man sich gegenseitig Halt und unterstützt sich. Man findet Freunde, die einen nie aufgeben und helfen, nie aufzugeben. Eine weitere Besonderheit der Gemeinschaft Sankt Afra ist, dass man eben gegeneinander kämpft und sich trotzdem unterstützt. Afraner zu sein, das bedeutet zum einen individuell und ehrgeizig zu sein und zum anderen sich und andere Afraner nicht aufzugeben. Man hat keine Angst davor, andere zu enttäuschen, sondern davor, sich selbst zu enttäuschen. Das ist der Punkt, der uns antreibt. Ohne Konkurrenz würde diese Sache nicht funktionieren. Wir brauchen Konkurrenz; durch sie werden wir selbstkritisch. Diese Eigenschaft ist besonders wichtig, da wir erst unsere Fehler erkennen und einschätzen müssen, bevor wir uns verbessern und weiterentwickeln können.

Dabei werden Afraner auch von den Mentoren unterstützt. Die Aufgaben, die man im Unterricht gestellt bekommt, fordern die Gemeinschaft heraus. Man muss Teamfähigkeit beweisen und doch wird jeder Einzelne individuell gefordert. Dadurch wird die Gemeinschaft geformt, durch eben diesen Konkurrenzkampf, der zweifelsohne dabei entsteht.

Fest steht: Konkurrenz ist ein wesentlicher Bestandteil unseres Lebens. Es können verschiedene Aussagen über dieses Thema getroffen werden:

1. Konkurrenz fordert den Menschen heraus, individuell zu sein. Durch unsere Konkurrenten sind wir ehrgeizig. Wir entwickeln die Fähigkeit, unsere Schwächen einzusehen und darüber hinaus zu wachsen, daraus entwickeln sich unsere Stärken.
2. Konkurrenz treibt den Menschen an. Besitzt man starke Konkurrenten, so ist man dazu gezwungen, sich ständig zu verbessern und den anderen zu überlegen zu sein. Dieser Druck führt bei uns zu Höchstleistungen.
3. Konkurrenzdruck kann auch ein Problem sein, da wir dadurch vergessen, uns auch mal eine Auszeit zu gönnen. Durch zu großen Ehrgeiz stellt man andere



Bedürfnisse in den Hintergrund und widmet sich beispielsweise nur noch seinen karrieretechnischen Problemen.

Trotzdem ist dieser negative Beigeschmack des Wortes „Konkurrenz“ meiner Meinung nach unberechtigt. *Concurrere* bedeutet immer noch, zusammen zu laufen, es gibt keine treffendere Beschreibung des Lebens. Menschen laufen miteinander und dabei passiert es, dass sie auch manchmal zusammenstoßen. Doch die Konkurrenz lässt uns nicht aufgeben und es entstehen persönliche Bestleistungen. Wir laufen in so vielen Bereichen zusammen, sei es in der Schule oder im Beruf. Daraus entwickeln sich Persönlichkeiten, so entstehen Stärken und Schwächen, die unser Leben ausmachen.

Im Prinzip zeigt Sankt Afra, wie wichtig Konkurrenz für die Persönlichkeit ist. In der siebten Klasse wurde ich in eine Gemeinschaft aufgenommen, in der ich auf Gleichgesinnte traf. Ich war immer ein ehrgeiziger, wissensdurstiger Mensch, doch in Afra habe ich gelernt, meinen Ehrgeiz zu nutzen, weil ich tagtäglich den Konkurrenzkampf wahrnehme. Dabei werde ich von Mentoren und Freunden unterstützt, die mir immer wieder aufgeholfen haben, wenn ich mit jemandem zusammengestoßen bin. So laufe ich immer weiter, zusammen mit meiner Konkurrenz.



Kritik an der Konkurrenz

Maximilian Petzke (A 2009)

Man hatte sich verloren.

Dies war die ernüchternde Diagnose der Zeit. Generation um Generation definierte ihren Wert über den Bezug zu der Vorangegangenen. Man keuchte unter einem Fels von Komparativen, sollte man doch schneller, klüger, lauter, bunter, höher und weiter sein als die, die da vor einem kamen. Am Ende versuchte man mit den Modells auf den Litfasssäulen, den Helden in den Comics und den Liebenden auf den Leinwänden zu konkurrieren. Unerreichbare Idole verbauten einem den Weg zu sich selbst. Als sich jene Unerreichbarkeit schließlich offenbarte, erschuf man andere Qualitäten und andere kategorische Bezugssysteme, in die man sich einzuordnen wusste. Jetzt war jeder die Anzahl seiner Freunde auf Facebook, man war so viel



wert wie sein Smartphone und so schön wie die Designerkleidung, in die man sich presste. Man sah sich in einem riesigen Wettkampf mit Millionen von Mitstreitern und unendlich vielen Disziplinen. Man kämpfte erbittert die Schlacht der Facebook-Likes, der „HabDichGanzDollLieb“-Sprachverstümmelungen, der originellen Handyklingeltöne, der Kapitalverbrechen, des phobischen Fanatismus und der Macht durch Kriege. Und letztlich hatte man es geschafft. Endlich war man Teil einer Generation geworden, die selbst Komparative zu fordern begann, die drauf und dran war, der nächsten Generation jenen Felsen der Komparative erschöpft hin zu werfen. Im Streben nach Geld und Macht grausamer und erbarmungsloser als jedes imaginäre Feindbild, in der Artikulation beschränkter als die Laiendarsteller auf den Privatsendern über welche man so gern lachte, nichts ahnend, dass man sich in satirischer Manie selbst anstarrte! Man war das Ebenbild einer Konkurrenzgesellschaft geworden. Der Besitz wurde zum Status.

Konkurrenz zur eigenen Persönlichkeit!

Die Historiker seufzen auf. Aus ihren Tinten befleckten Händen fällt die bleierne Feder geräuschlos zu Boden. „Dunkel waren die Zeiten damals“ murmeln sie in ihre krausen Bärte. „Gewiss schrecklich und karg“. Blickst du nun verwirrt drein? Fragst du dich, ob man dich zum Narren hält? „Noch ist das Szenario, was ihr zeichnet, nicht um!“, entgegnest du dann wütend den trägen, staubigen Gelehrten. Empört blickst du in die Runde der Alten, schaut fragend und wartest. Sie scheinen starr und stumm vor dir zu sitzen. Plötzlich öffnen sich die brüchigen Lippen der Gruppe zugleich und unter einem Lächeln ertönt im Chor das scheltende Wort, der Weckruf an ein einziges Denken, das nur in unserem Jahrhundert seine höchste Lächerlichkeit erreichte. „Eben! Frag dich, wann begann dies alles?“

Die Frage nach der Konkurrenz, sie geht tief. Sie lässt die Künste, den Sport, die Wissenschaften und das Sich-aneinander-messen hinter sich und greift nach einer der wichtigsten Fragen des menschlichen Denkens. „Wer bin ich?“. Somit ist auch klar, dass die Frage nach der Konkurrenz weit geht. Sie geht weit zurück in eine Zeit, wo aus Überlebensinstinkt und selektiver Evolution die biologische Konkurrenz ihren Anfang nahm. Lebewesen, die aus ihrem Arterhaltungstrieb heraus mit anderen Lebewesen um knappe Nahrungsressourcen, einen begrenzten Lebensraum oder ein paarungsfähiges Weibchen konkurrierten, bilden den Beginn des tragischen Schauspiels unserer Geschichte. Ein Anfang zwar, aber ein Anfang, der in sich eine erleichternde Unschuld trug. Es war eine notwendige Gesetzmäßigkeit am Werk, die



in ihrer aufbauenden und abbauenden Kraft keinen Teil zu unnützlich schuf, sondern so, dass es die Harmonie ihrer Schöpfung nicht störte. Jedoch kristallisierte sich ein Gewinner dieses Wettstreites heraus, der sich trotz mannigfaltiger Nachteile in physischer Hinsicht, aufgrund seines komplexen rationalen und emotionalen Denkens, seiner enormen Abstraktionsfähigkeit, sowie seines Erfindungsreichtums einer Vormachtstellung erfreuen konnte. Als der Mensch, denn niemand anderes war der Gewinner jenes Wettstreites, so die Bühne der Entwicklung betrat, waren alle anderen Tiere ihm unterlegen und reihten sich fortan unter ihm ein. So geschah es, dass sich dies seltsame Geschöpf Mensch nicht mehr primär in der biologischen Konkurrenz zu anderen Arten sah. So schien der Kampf ums Überleben endgültig entschieden. Anschließend begann das Individuum, die intraspezifische Konkurrenz durch seine emotional-sozialen Kompetenzen zu unterdrücken. Aus der Verantwortlichkeit der Ethik entwickelte sich der Gedanke, dass selbst das schwächste Individuum in der Gemeinschaft seine Berechtigung erhalten sollte. So verschwand die biologische Konkurrenz ums Überleben aus dem Leben der Menschen. Gesichert waren fortan Nahrungsmittel, Lebensraum und Fortbestand der Art, da sich der Mensch als Gemeinschaft begriff und aus der Nützlichkeit, dass der eine die Unzulänglichkeiten des anderen ausgleichen konnte, seine Vorteile zog. Man kultivierte diesen Gemeinschaftsnutzen in der Gesellschaft. Damit stand die Kultur vorerst der Natur der Dinge gegenüber.

Jetzt verhält es sich mit der Natur, die durch unsere kultivierte Gemeinschaft unterdrückt wurde, aber ähnlich wie mit den Wurzeln eines Großstadtbaumes, die durch die Pflastersteine niedergedrückt werden. Mit der Zeit drücken sie sich durch den Stein, verursachen Risse und Unebenheit an Orten, wo man es kaum für möglich gehalten hatte. Dabei folgen sowohl die Natur als auch die Wurzeln des Baumes einem einfachen Prinzip, dem des geringsten Widerstandes. So begab es sich, dass die biologische Konkurrenz, die man so vielfältig zu bekämpfen wusste, in einer abstrakteren Form wieder in Erscheinung trat. Sie machte sich die Eigenschaften, die sie zu Fall gebracht hatten, zu Nutze und offenbarte sich im Hochmut und in der Orientierungslosigkeit des Individuums. Ersteres formte sich aus der privilegierten Position, die man glaubte, in der Welt innezuhaben. Statt der Verantwortlichkeit für die Umwelt, die sich daraus hätte ergeben sollen, stand man unter dem Einfluss der Hybris und wollte seine eigenen Qualitäten im Wettstreit mit anderen bestätigt wissen. So erschuf sich der Mensch seine eigene Grausamkeit. Denn es waren Hass, Misstrauen, Neid und Hinterlist, die aus diesem Streitgesuch hervorgingen. Man



strebte aus purem Egoismus danach, einen Konkurrenten zu besiegen und sich überlegen zu fühlen. Um sich als Individuum wertvoller zu empfinden, bestritt man nun Kriege, häufte Reichtümer an und versuchte, seine Macht zu mehren. Dabei hätte man seinen Konkurrenten schon besiegt und viel gewonnen, wenn man ihn einfach für das respektiert hätte, was er besser zu beherrschen schien. Diese Stoa, die abwägende Gelassenheit, die die alten Griechen einst zu etablieren versuchten, bringt uns zur zweiten Schwachstelle in den Pflastersteinen unserer Kultur, der Orientierungslosigkeit des Menschen. Es begannen nämlich die Menschen, die in der Gesellschaft zwar stark, aber auch uniform geworden waren, zu fragen, wer sie den eigentlich seien. Nun geisterten die verschiedensten anthropologischen Fragen in den Köpfen der in der Gemeinschaft zusammen gepferchten Individuen. Bin ich die Summe meiner Erinnerungen? Was ist meine Persönlichkeit? Wie definiert sich mein Charakter? Kurz gefragt: Wer bin ich? Anstatt die Antworten darauf in der Beschäftigung mit sich selbst zu finden, suchten jene Personen ihre Individualität im Vergleich.

Da sie sich seit ihrer Geburt von anderen Menschen umgeben sahen, strebten sie danach, ihre Persönlichkeit an ihnen auszurichten. Die Frage: „Wer bin ich?“, versuchten sie zunehmend mit Sätzen wie: „Ich bin größer, stärker, klüger, schneller oder schöner als ...“, zu beantworten. Man verstümmelte eine der wichtigsten philosophischen Fragen zu einer Wettbewerbsmentalität. So wirkte die Gesellschaft auf die Persönlichkeit jedes Einzelnen maßgeblich ein. Man folgte einem Trend, der sich stetig zu erneuern schien. Über die Jahrhunderte hinweg wechselten sich die Werte, nach denen man strebte und um die man konkurrierte, ab. Ein immer wiederkehrendes Schauspiel! Dennoch bestand die Gesellschaft aus Individuen, die sie zwar selbst beeinflusste, aber durch welche sie auch stetig beeinflusst wurde. Eine Wechselbeziehung, in der einige wenige Personen zu großem Ansehen kamen, weil sie entweder einen Wert der Zeit verkörperten oder durch eine gewonnene Macht neue Werte schaffen konnten. Ebenso verhielt es sich mit den Fähigkeiten der Menschen. Teils angeboren, teils erworben wurden sie in ihrer ungeheuren Vielfalt in die beschränkte Welt des Konkurrenzdenkens und in Kategorien gepresst, die den abstrakten Werten und Nützlichkeiten der Zeit entsprachen. So wie die männlichen Säuglinge Spartas bei körperlicher Unzulänglichkeit ihren Müttern genommen und getötet wurden, so wurden Freidenker im Mittelalter verfolgt und so müssen sich die meisten kreativen Köpfe unserer Zeit dem Druck einer Leistungsgesellschaft beugen oder als verkannte Künstler zu Grunde gehen.



Konkurrenz schafft kein Potential. Sie verschwendet es. Bringt sie nicht jedes Talent dazu, sich an einem Alten zu messen und in seiner Individualität zu verarmen? Schafft sie nicht heute noch Misstrauen, Neid und Hass? Nein, sagen die, die Konkurrenz als etwas Erstrebenswertes, gar Wünschenswertes sehen. Sie geben zu bedenken: „Haben wir nicht die schönsten und gelungensten Werke in Kunst, Literatur und Wissenschaft wegen der Konkurrenz? Fußt die Weiterentwicklung unserer Zivilisation nicht auf Konkurrenz? Hat dadurch die Konkurrenz nicht ihre Existenzberechtigung erlangt?“ Jenen Kritikern sei folgendes gesagt: Es liegt in der Natur der Konkurrenz, einen Perfektionismus wider alle Vernunft anzustreben. Man übertrifft sich an Größe und Qualität? Nein! Man ordnet sich einer Idee unter, die nicht dem eigenen Selbst entspricht. Fragt euch, welche Größe und Qualität verloren gegangen sein mag, weil Leonardo da Vinci sich in der Rivalität zu Michelangelo in die Malerei anstatt in die Umsetzung seiner wissenschaftlichen Apparaturen vertiefte! Sicher ist dieses Argument sowohl relativ als auch subjektiv. Fragt euch dennoch, wo der größere Wissensschatz begraben liegt! In der Vielfalt der Menschen oder in ihrer perfektionistischen Fokussierung auf einen winzigen Teil? Akzeptieren wir nicht mit der Perfektion des Nützlichen auch die Perfektion des Verheerenden, die die Konkurrenz mit sich bringt? Wie perfekt wurden Waffen konstruiert, nur um einem Widersacher einen Schritt voraus zu sein? Wie viel grausamer wurden Kriege geführt! Glaubt ihr nicht, dass diese Weiterentwicklung nicht auch ein Verdienst der Konkurrenz ist, die ihr so preist? Konkurrenz verdient sich ihren Platz dort, wo die inspirierende Nachahmung und die Neugier des Menschen aufeinandertreffen, dort, wo sich jedes Individuum, das sich selbst gefunden hat, in harmonischer Weise an einem Anderen interessieren und orientieren kann.

Konkurrenz hat ihre Berechtigung nur als Spurenelement des Respekts verdient.

Diese Forderung ist es, die einen Lösungsansatz nach sich ziehen muss. Ein Vorschlag, nach dem zu leben und zu denken eine erwägenswerte Alternative bietet. Benötigt wird ein Umdenken! Das Gift des Konkurrenzdenkens findet seinen Raum beinahe im ganzen westlichen Denken. Es äußert sich in der Idee des Dualismus und der Polarität der Dinge. So entschied man sich, die Welt in Gegensätze zu teilen und sah jene als ewige Antagonisten zueinander an. Gut und Böse stritten um Körper und Seele des Menschen, welcher dann entweder moralisch oder unmoralisch handeln konnte. Man sah den Tod als den Gegensatz zum Leben und erklärte damit das metaphorische Ende eines Weges zu dessen Gegenteil. Um sich in dieser Vergänglichkeit dennoch nicht verantwortlich für sein Handeln fühlen zu müssen, schuf man



im Sinne des Dualismus eine finale Gerechtigkeit. Himmel und Hölle konkurrierten nun um die Menschen des Jüngsten Gerichts. Die Welt wurde spätestens mit Heraklit zu einem ewigen Wettstreit von Qualitäten, ein Krieg zwischen zwei Eigenschaften, der dem Menschen Beständigkeit vorheuchelte. Mit Ästhetik teilte man Objekte in schön und hässlich und zwang sie, gegeneinander anzutreten, sodass etwas, was nicht schön war automatisch hässlich wurde. Das westliche Denken bediente sich der Nichtfarben Schwarz und Weiß um eine Welt anzumalen, in der es unendlich viele Farben gab. Eine beschränkte Sichtweise, die hauptsächlich durch den Konkurrenzgedanken ihren Anfang nahm. Wenn man kurzzeitig bei den Begriffen Schwarz und Weiß verweilt, kommt man möglicherweise zu einem alternativen Blickwinkel und einem Lösungsansatz, welcher der östlichen Denkweise entspringt. Yin und Yang, Schwarz und Weiß, und dennoch die Lehre vom harmonischen Zusammenwirken zweier vermeintlicher Gegensätze. Während es sich in der westlichen Mentalität meist um absolute Attribute handelt, findet sich in Fernost ein gewisser Relativismus wieder. Es wird nicht nur angenommen, dass man die positive Qualität nur unter Berücksichtigung der Negativen wahrnehmen kann, sondern man kann des Weiteren jedem negativen Aspekt etwas Positives abgewinnen und umgekehrt. Man versucht somit im Einklang mit der Welt zu leben, nicht zu konkurrieren als Zukunft der Selbstwahrnehmung, die ihren Fokus nach innen statt nach außen richtet. Man findet eine Sichtweise vor, die an die Stellen von Hochmut und Egoismus Bescheidenheit und Respekt setzt. Beispielhaft dafür ist die Kampfkunst, ein vermeintlich sehr Konkurrenz behafteter Bereich der asiatischen Kultur. Sie setzt Respekt und Anerkennung gegenüber seinem Rivalen voraus. Das östliche Denken fußt auf einer Gelassenheit und Ruhe, die, in den Teezeremonien und Ritualen kultiviert, der griechischen Stoa sehr ähnlich scheint und ein Konkurrenzdenken stark erschwert. Dass es sich bei dem fernöstlichen Kulturkreis ehemals um einen nicht vom Konkurrenzgedanken dominierten gehandelt haben muss, beweist die derzeit ungefilterte, stark adaptive Reaktion auf westliches Gedankengut hinsichtlich des Konkurrenzbegriffs. Im asiatischen Bildungswesen etabliert sich ein neues, nicht relativiertes Konkurrenzdenken. Ein Konkurrenzdenken, über das man sich ironischer Weise gern empört, wenn man von der Mutter liest, die sich verpflichtet fühlt, ihr Kind als klassenbestes, Geige Spielendes und kunstturnendes Duplikat von sich selbst in die Welt zu entlassen. Es handelt sich um die wissende Empörung, wenn man schockiert feststellen muss, dass man selbst nicht allzu weit von jener Zukunft entfernt ist. Man hatte sich verloren.

FOTOS



Die Klasse A 1939 im Jahre 1942.



Gauleiter Martin Mutschmann (links) mit SS-Obersturmführer Heiflmeier (mitte) auf Visite in St. Afra, dahinter im Profil Rektor Hans Kastner.



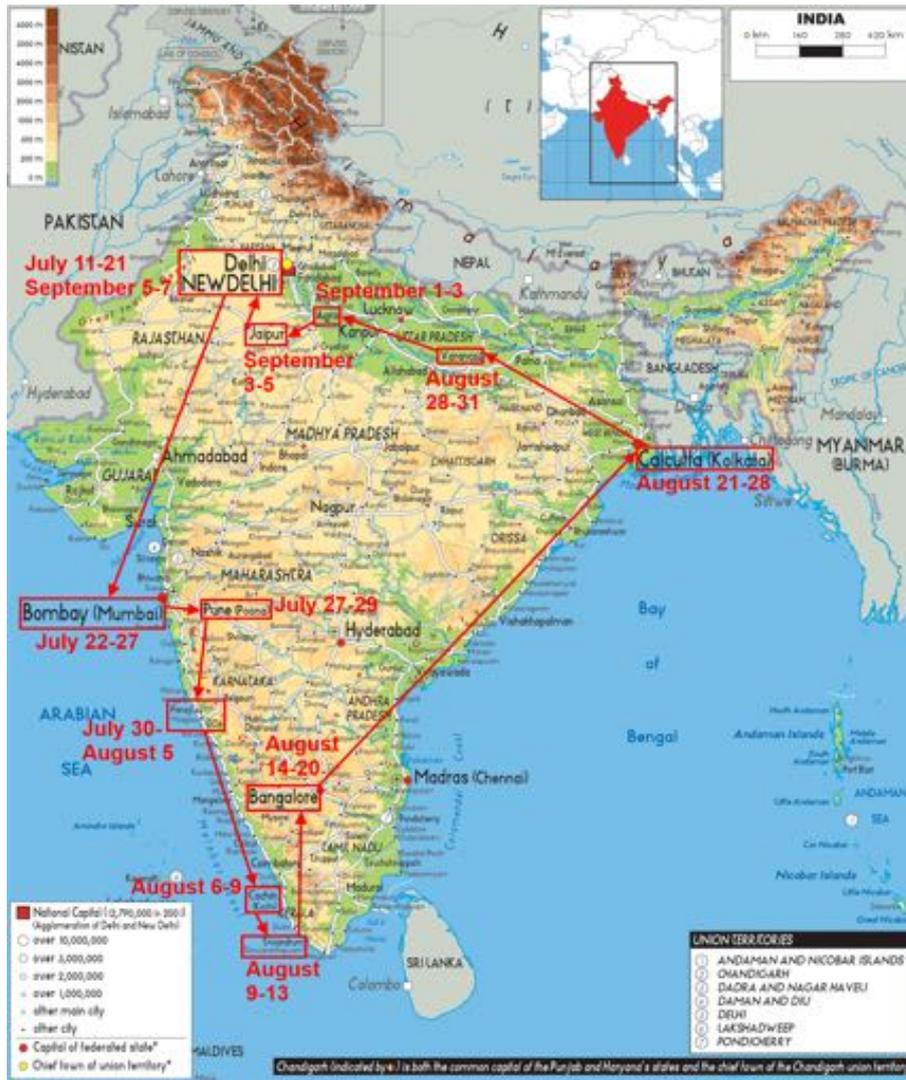
Gauleiter Mutschmann und Dr. Hansen, links Gerhart Baum.



Die Schulklasse A 1939 am Tag des Abschieds von der Schule im kleinen Zwinger, in Uniform und zum Abtransport nach Leuna bereit (20.2.1945).



Alte Volvos, gelbe und rote Holzhäuser und jede Menge Wald
- das ist Schweden für die meisten Urlauber.
Ich wollte neben der Sprache und den Menschen auch den Arbeitsalltag
in einem schwedischen Krankenhaus kennen lernen.



Rico Dittrichs Reiseroute durch Indien¹.



Trubel in der Großstadt.



Neue kulinarische Erfahrungen.

¹ Karte nach: <http://www.ezilon.com/maps/images/asia/India-physical-map.gif>.



Sprache und Wein – Ein kultureller Vergleich

Den afranischen Weinbergen

Benjamin Dorn (A 2001)

Es mag zunächst verwundern, dass hier versucht werden soll Sprache, die lautlich oder grafisch realisiert ist, und Wein, der als liquides Medium meist in Flaschen, teils in Fässern bzw. Tanks und schlimmstenfalls in Tetrapaks uns zugänglich ist, miteinander zu vergleichen.

Doch bei genauerer Betrachtung fällt auf, dass auf mehr oder minder abstrakter Ebene doch sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede von Sprache und Wein vorhanden sind.

1. Unterschiede

Offensichtlich ist zunächst, dass wir als „zivilisierte“ Menschen wohl durchaus **ohne Wein** auskommen könnten (so schade dies wäre); ein Leben geschweige denn derart „entwickelte“ Gesellschaften sind **nicht ohne Sprache** vorstellbar.

So ist Sprache ein Kommunikations-, Wein ein Nahrungsmittel – beides kann aber durchaus in bestimmten Ausprägungen als Genussmittel angesehen werden.

Sprache, zumindest die deutsche, ist ein weitgehend **freies System**; **Wein** hingegen unterliegt zahlreichen gesetzlichen **Regeln**, die einen Großteil der Produktion und Vermarktung reglementieren.

Ein bestimmter **Wein** ist irgendwann einmal alle, **ausgetrunken**; **Sprache** hingegen ist unendlich, **unerschöpfbar** – sie ist im Gegensatz zum Wein auch dokumentierbar und archivierbar – wie schön wäre das für (guten) Wein, dementsprechend ist Sprache deutlich langlebiger als Wein.

Sprachen sterben aus, leider sehr schnell – dass **Wein** (also die Reben) ausstirbt, ist zumindest sehr **unwahrscheinlich**.

2. Gemeinsamkeiten

Als Kulturgüter aber haben diese beiden so schönen Entitäten eine sehr **lange Kulturgeschichte**. Lassen sich die Belege des Indoeuropäischen (als „Vorläufer“ des Deutschen) auf mindestens 2500 v. u. Z. datieren, so ist der Weinbau mindestens 7000 Jahre alt – und beides ist sicherlich älter und lässt sich nur aufgrund



mangelnder Funde bzw. Relikte nicht länger nachweisen. So ist der Mensch als Kulturwesen, als *zoon politikon*, sowohl mit Sprache als auch mit Wein „groß geworden“. Ob dies ohne Sprache überhaupt hätte passieren können, ist relativ fraglich, ob bzw. was der Wein dazu beigetragen hat, verbleibt im Nebel der Geschichte, zumindest aber frönten viele große Namen der Geschichte, von Aristoteles bis Goethe, von Platon bis Hölderlin, nachweislich dem Rebensaft, also kann dieser nicht vollkommen geschichtsisrelevant sein.

Beides sind eben, wie wir gesehen haben, Kulturgüter: Sie bedürfen der **Pflege**, sonst droht die Verrohung oder gar das Aus- bzw. Absterben – so kann eine Sprache ungepflegt benutzt werden, braucht aber Liebe und Pflege, um zur höchsten Vollkommenheit zu gelangen; so kann ein Weinberg, ohne stetige Pflege, wie eine Wohnung, verkommen, bis zur Unkenntlichkeit zuwuchern. So stammt ja auch der Begriff *Kultur* selbst von dem lateinischen *cultura*, welches ursprünglich „Ackerpflege“ bedeutete.

Eben weil Sprache wie Wein Kulturgüter sind, unterliegen sie zahlreichen **Konventionen**. So ist beispielsweise konventionalisiert, wie, in welcher Art und Weise man mit jemandem kommuniziert. Wir reden mit unserem Arzt anders als mit unseren Freunden, wir schreiben in Bewerbungsschreiben anderes als in Chats, wir kondolieren nicht per Fax oder SMS. Und so ranken sich auch um den Wein etliche gesellschaftliche Gewohnheiten: Ein Empfang ohne Qualitätsschaumwein (Sekt) ist wohl ebenso wenig denkbar wie eine fehlende Weinkarte im Restaurant – Wein hat sich in unseren Alltag geschlichen und ist ein fester Bestandteil unseres Lebens geworden.

Als bekannte und geliebte Kulturgüter wirken Wein und Sprache **identitätsstiftend**. So ist doch jeder Bewohner, jeder Winzer einer Weinbauregion stolz, dass sie oder er eben in dieser Region ansässig ist, auch haben die einzelnen Gebiete ja ihre eigenen Vorlieben, Stile, Böden u. v. m., was zu der Identität einer Weinbauregion beiträgt. Dies merkt man besonders dort, wo die Grenzen von Weinbaugebieten nicht mit Bundesländergrenzen einhergehen. Auch Sprache kann „das Band einer Gemeinschaft knüpfen“. Vor allem im 19. Jahrhundert trug in Deutschland die deutsche Sprache maßgeblich dazu bei, dass sich die Deutschen als Kulturnation mit einer eigenen Identität begriffen. Nicht umsonst klagt Jacob Grimm weit vor der Reichsgründung 1871: „was haben wir denn gemeinsames als unsere sprache und literatur?“

Beides ist **regional sehr stark geprägt**, wie man vom sächsischen *Nu* bis hin zum schwäbischen *Geschmäcke*, vom norddeutschen *schnacken* bis zum Berliner *igge* in



der Sprache in Gestalt von unterschiedlichen Dialekten bemerkt. Und auch der Wein ist maßgeblich durch die jeweilige Region geprägt, ist doch ein filigraner mineralischer feinherber Moselriesling etwas ganz anderes als ein Riesling aus Württemberg oder aus der Pfalz; ist doch ein sächsischer Spätburgunder vom Wesen her verschieden zu einem aus Baden.

Sprache wie Wein sind sehr **vielseitig**, denken wir nur an die verschiedenen Kommunikationssituationen, vom Arztgespräch bis zum Liebesgeflüster, von der SMS bis zur Traueranzeige, und an die vielen verschiedenen Rebsorten, vom Riesling bis zum Spätburgunder, an die verschiedenen Qualitätsstufen, die unterschiedlichen Aromen, die unterschiedliche Ausprägung des Terroirs u. v. m. Wein und Sprache begegnen uns also in mannigfacher Varianz, die nicht langweilig wird.

Wein wie Sprache sind **natürlich gewachsen**, evolutionäre Resultate – viel Zeit, etliche Zufälle und viel Zuneigung waren nötig, damit diese Entitäten heute so sind, wie wir sie kennen. Sowohl Sprache als auch Wein **machen Spaß**. Denken wir an originelle Witze, an komische Missverständnisse einerseits, an die kollektive Erkundung verschiedener Weinstile, Weinregionen und Jahrgänge andererseits, ist offensichtlich, dass Kultur auch (!) Spaß machen kann, unabhängig von der Höhe des Blutalkoholspiegels.

Dennoch sollte man beides nur **in Maßen** genießen. Bedenkt man die modernen Kommunikationsmöglichkeiten, Facebook, Twitter, E-Mail, Skype und viele mehr, die sich neben den klassischen Medien wie Telefon und Brief oder auch einem direkten Gespräch etabliert haben, dann wird schnell klar, dass einem zwischen den ganzen SMS, Mails, Chats, Tweets und Feeds schnell die kommunikative Orientierungslosigkeit droht. Nicht anders ist es offenkundig beim Wein – ein Zuviel schädigt nicht nur unter Umständen die Leber, sondern auch, wie man den zahlreichen Berichten über das Komatrinken entnehmen konnte, den Geist. Also sollten wir es mit Aristoteles halten und stets das rechte Maß – kommunikativ wie sensorisch – halten bzw. auch erst finden.

Beides **befruchtet einander**, ist doch kaum ein Dichter denkbar, der dem Weine vollkommen abgeneigt wäre, ja selbst der Wein ist an sich oft genug besungen. Auch manifestiert sich Wein in der Sprache in Redewendungen (*jemandem reinen Wein einschenken, jemandem Wasser in den Wein schütten*). Und auch bereichert der Wein die Sprache, vor allem durch die Fachsprache der Winzer, die dem Unkundigen oft ein wenig mysteriös vorkommen mag („Diese Unterlage mit diesem Klon verrieselt auf Keuper“).



Sprache und Wein – beide sind doch **veränderlich**, sie entwickeln sich: Sprache unterliegt stetigem Wandel, vor allem im Wortschatz und in der Grammatik, wenn auch dieser Wandel ständigen Diskussionen ausgesetzt ist – so schön Althochdeutsch ist, so sprechen möchten wir wohl heute nicht mehr. Und auch Wein verändert sich, seien es Trends im Weinbau oder im Ausbau, seien es neue Sorten, Jahrgangsschwankungen oder auch dann die Reife auf der Flasche – auch Wein steht niemals still.

So ist die **Beschreibung** des Weines wie der Sprache größtenteils **metaphorisch**. Dort, wo bei der Beschreibung „eigentliche“ Ausdrücke versagen oder fehlen, springen Metaphern zu Hilfe: Wir beschreiben Wein wie Sprache als *weich* oder *hart*, als *voll*, als *zart* – alles übertragene, also metaphorische, Verwendungsweisen.

Gemein ist beiden, dass man **verschieden** mit ihnen umgehen kann: Geht ein Sprachwissenschaftler mit Sprache anders um als ein Dichter, unterscheidet sich der Gebrauch bei Sängern, Beamten und Politikern ebenso. Und auch beim Wein ist dies so: Ein Winzer oder Sommelier sieht und beurteilt Wein anders und spricht anders als ein „einfacher“ Weintrinker. Dennoch ist der „gehobene“ **Umgang** in beiden Fällen **erlernbar**. Sei es durch Sprachunterricht oder Journalistenschulen; sei es durch Weinseminare oder Studien – wir können, wenn wir wollen, „Profis“ in der Auseinandersetzung sowohl mit Sprache als auch mit Wein werden.

Auch ist sowohl bei der Sprache als auch beim Weine eine **technische** bzw. mediale **Beeinflussung** nicht zu leugnen. Ob wir einen Brief, eine E-Mail oder einen Einkaufszettel schreiben, das jeweilige Medium wird unseren Sprachgebrauch (hoffentlich) angemessen werden lassen. Und auch ist Technik beim Wein nicht wegzudenken – der Schlepper auf dem Weinberg ist ebenso unersetzlich wie die Pumpe im Keller.

Als Kulturgüter sind beide **Fremdeinflüssen ausgesetzt**. Wirken auf eine Sprache andere Sprachen vor allem auf der Ebene des Wortschatzes („Fremdwörter“) und bereichern ihn, so gibt es auch im Weinbau/Ausbau verschiedene „Fremdtrends“, die sich erst nach und nach durchsetzen; bspw. wurde in Deutschland vor 30 Jahren noch kaum mit Barriques (kleine Holzfässer, meist aus Eiche) gearbeitet, heute sind diese (ursprünglich v. a. aus Frankreich kommend) bei den meisten Spitzenweinen (v. a. bei Spät-, Weiß- und Grauburgunder) nicht mehr wegzudenken.

Beide Kulturgüter sind **kompositionell**, d. h., es bedarf einzelner (kleinerer) Komponenten, um das „Ganze“ – sei es Satz/Text oder „vollendeter“ Wein – zu fertigen. Bilden bei der Sprache Laute, Buchstaben und Morpheme die Grundlage, um Sätze



oder gar ganze Texte herzustellen, so sind es beim Wein Aromastoffe, Säuren, Zucker, Tannine und Alkohol, die nötig sind, um das Ganze zu schaffen. In ihrem kompositionellen Charakter liegt auch die Ursache, dass beide **künstlich herstellbar** sind: Computer können „künstlich“ (syntaktisch wie semantisch) korrekte Sätze produzieren und Wein ist vollständig rein chemisch synthetisierbar.

Auch führt die Kompositionalität dazu, dass Wein und Sprache **unergründlich** bzw. **unendlich** sind. Es werden nie alle Wörter in einer Sprache (besonders im Deutschen) gebildet werden, nie alle Sätze gesprochen oder geschrieben. Und auch wird es wohl niemandem gelingen, alle Weine auf der Welt zu probieren, es sind schlicht zu viele, vielleicht möchte man in beiden Fällen gar nicht alles probieren.

Auch können Sprache und Wein **fehlerhaft** sein. Wörter können morphologisch falsch gebildet werden, Sätze semantisch oder syntaktisch falsch benutzt werden (**Peter spielen Wurst*). Und auch Wein kann Fehler haben, wenn bestimmte (negative) mikrobiologische Prozesse abgelaufen oder Substanzen eingedrungen sind (Essigstich, Kork).

Sowohl die Sprache als auch der Wein haben bei uns eine **enorme wirtschaftliche Bedeutung**. Denkt man an Werbeagenturen, PR-Beratung und Redenschreiber, erkennt man sehr schnell, dass die „richtige“ Sprache bares Geld wert sein kann. Das gilt ebenso für den Weinmarkt, ein Milliardenmarkt mit vielen Arbeitenden und riesigen Konzernen.

Sprache und Wein – beides wird **wissenschaftlich untersucht**; so beschäftigen sich mit der Sprache zahlreiche Sprachwissenschaftler und mit dem Wein viele Önologen; Experimente werden durchgeführt, es existiert eine jeweils eigene Terminologie, es gibt wissenschaftliche Bücher darüber, man kann eine wissenschaftliche Karriere in dem jeweiligen Gebiet einschlagen. Und so erfreut uns ja auch die Lese – sowohl eines Buches als auch des Weins – mit Freude.

Wie wir sehen, sind sich Sprache und Wein – so seltsam dies auf den ersten Blick scheinen mag – doch bei näherer Betrachtung sehr ähnlich. Als alte Kulturgüter bereichern sie unser Leben, sie umgeben uns, ja sie verlangen unsere Aufmerksamkeit und Zuwendung, die wir ihnen gern angedeihen lassen.

Und da Wein auch ein wunderschönes Thema der Literatur ist, seien einige Ausschnitte gezeigt, die verdeutlichen, dass auch der Wein das „Öl der Literaturmaschine“ ist.



Die Abwechslung

Ich trinke nicht stets einen Wein.

Das möchte mir zu ekel sein.

Wein aus Burgund, Wein von der Mosel Strande,
Einheimischen Wein, Wein aus dem Frankenlande,
Die wechsl ich täglich mit Bedacht,
Weil Wechseln alles süßer macht.

Und mich soll nur ein artig Kind,
Wenn mehrere zu finden sind,
Durch süßen Zwang gepriesner Liebe binden?
Oh, dies zählt ich mit unter meine Sünden.
Nein, nein, ich folge meinem Brauch,
Mit artgen Kindern wechsl ich auch.

Gotthold Ephraim Lessing

Geschlossener Kreis

Nicht vermochte die Traube den Wein noch länger zu halten,
Als man sie kelterte, war sie dem Zerspringen schon nah;
Auch nicht konnte das Faß, das starke, den feurigen fesseln,
Wenn man nicht schnell ihn gezapft, hätt' er sich selber befreit;
Noch viel weniger hält ihn der Dichter, der ihn getrunken,
Jetzt zurück, als Gedicht fliegt er schon wieder davon;
Mög' es den Hörer berauschen, und mög' er nicht eher ernüchtern,
Bis er Reben gepflanzt, daß sich vollende der Kreis!

Friedrich Hebbel

Altmayer: Es lebe die Freiheit! Es lebe der Wein!

Mephistopheles: Ich tränke gern ein Glas, die Freiheit hoch zu ehren,
Wenn eure Weine nur ein bißchen besser wären.

Johann Wolfgang Goethe, Faust



documenta frana

Bericht über die Landesschule Meißen vor, während und nach der Besetzung durch die Russen

Oberstudienrat Kurt Otto Becker¹

Der 1. Oktober des Jahres 1943 wird mir für immer unvergeßlich bleiben; denn dieser Tag leitete einen völligen, von mir nie geahnten Umschwung meiner Lebensverhältnisse ein. Ich saß an diesem Tage vormittags im Rektorzimmer des Chemnitzer Gymnasiums als Vertreter des in die Ferien abgereisten OStD Dr. Gruhl. Da klingelte das Telephon. Es meldete sich das Ministerium für Volksbildung in Dresden, und zwar Dr. Schlegel, der damalige Personalreferent. Als ich meinerseits Meldung erstattet hatte, stellte er mit Befriedigung fest, daß ich gerade derjenige sei, den er sprechen wolle. Er habe mir zu eröffnen, daß ich mit sofortiger Wirkung an die Heimschule Meißen versetzt sei. Auf meinen Einwand, daß das Chemnitzer Gymnasium am 16./17. Oktober sein 75-jähriges Bestehen feiere und daß ich als dienstältester Lehrer der Schule an den Vorbereitungen des Jubiläums maßgebend beteiligt sei und bei der Feier nicht gut entbehrt werden könne, da sonst das ganze Festprogramm ins Wanken gerate, forderte mich Dr. Schlegel auf, am nächsten Tage ins Ministerium zu einer Besprechung zu kommen.

¹ Der Text müsste Anfang/Mitte 1946 entstanden sein. Der Vorname des Autos ist nicht hundertprozentig sicher, aber dank Wilhelm Lutz scheint die Datierung und der Name weitestgehend sicher. Offensichtliche Tippfehler wurden durch die Redaktion korrigiert.



Ich fuhr am 2. Oktober nach Dresden und wurde von Dr. Schlegel und dem damaligen Regierungsdirektor Dr. Fränkel empfangen. Beide Herren erklärten mir: Wenn ich etwa gekommen sei, um mich gegen meine Versetzung zu wehren, so müßten sie mich darauf aufmerksam machen, daß jeder derartige Versuch zwecklos sei. Die Versetzung sei bereits angeordnet, jeder Widerstand dagegen aussichtslos. Um den Ablauf des Chemnitzer Jubiläums nicht zu beeinträchtigen, wolle man den Termin meines Dienstantritts in Meißen bis zum 18. Okt. hinauschieben. So blieb mir nichts weiter übrig, als die Zähne zusammenzubeißen und von meinem lieben Chemnitzer Gymnasium, dem ich von Ostern 1911 an meine ganze Arbeitskraft gewidmet hatte und zu dessen Studiendirektor ich gerade ernannt werden sollte, Abschied zu nehmen.

Die zwei Wochen Frist, die mir gegeben waren, waren völlig ausgefüllt mit den Arbeiten für das Schuljubiläum und mit den Vorbereitungen für die bevorstehende Uebersiedlung nach Meißen. Am 7. Oktober fuhr ich auf einen Tag hierher, um mich meinem neuen Rektor vorzustellen und die nötigen Erkundigungen über meine Beschäftigung an der neuen Dienststelle, über Wohnungsverhältnisse u. dgl. einzuziehen. Ich hatte keine Ahnung davon, daß ich nicht mehr die alte Fürstenschule vorfinden würde, auf die wir in der Provinz immer mit einer gewissen Ehrfurcht geblickt hatten. Als ich das Gebäude betrat und nach dem Rektor fragte, – ich nahm an, daß es der mir von früher her bekannte OStD Kastner sei – wurde ich in den Hof gewiesen und fand dort einen auf- und abgehenden Herrn in SS-Uniform, nämlich den, wie mir erst jetzt bekannt wurde, derzeitigen kommissarischen Leiter der Schule, Hauptsturmführer Rolf Müller, der wenige Tage vorher, am 4. Oktober 1943, sein Amt angetreten hatte.

Im Beisein des Unterrichtsleiters, StD Dr. Hansen teilte er mir dann mit, für welchen Unterricht ich vorgesehen sei, daß ich die Verwaltung der Schülerbücherei und den Posten des Vertrauensmannes der Philologenkrankenkasse übernehmen müsse – beide Posten hatte ich auch im Chemnitzer Gymnasium bekleidet – und daß ich nicht als Heimerzieher, sondern nur als Lehrer eingesetzt würde. Nachdem dann noch die Fragen meiner vorläufigen Unterbringung und Verpflegung geregelt waren, wurde ich dem Kollegium vorgestellt.



Es setzte sich damals folgendermaßen zusammen:

Kommiss. Schulleiter: Hptstf. Müller,

Unterrichtsleiter: Dr. Hansen,

Erzieher bzw. Lehrer: Döhnert, Dr. Harzbecker, Heinrich, Helm, Hering, Hötzel, Maul, Richter, Dr. Röttger, Frau Schultz.

Am 18. Oktober wurde ich beim Morgenappell in mein neues Amt eingewiesen und hatte nun auf Monate hinaus Gelegenheit, mich in das, was von der alten Tradition der Fürstenschule erhalten geblieben war, und in die neue Form der Heimschule hineinzuleben. Ein Wechsel in meiner neuen Verwendung trat im Laufe der Zeit insofern ein, als ich am 25. April 1944 als Heimerzieher eingesetzt wurde und die Führung des Zuges 1 a übernahm. Mit Genehmigung des Ministeriums für Volksbildung waren nämlich die Jungen, die erst mit Beginn des neuen Schuljahres in die Klasse 1 eintreten sollten, bereits zu Ostern als Vor-klasse 1 a aufgenommen worden. Ihre Betreuung zunächst als Zug 1 a und dann als Zug 1 lag bis zur Schließung der Schule in meiner Hand.

Während dieser Zeit traten auch im Kollegium eine Reihe kriegsbedingter Veränderungen ein. Zu den Luftwaffen Helfern in Leuna wurden der Reihe nach als Betreuungslehrer abgeordnet die Herren Hötzel, Dr. Röttger, Maul und Heinrich. Am 31. Oktober 1943 wurden auf Anordnung der Inspektion der Deutschen Heimschulen 34 Jungen der Heimschule Meißen nach Prag versetzt, und mit ihnen zusammen verließ uns StAss. Hering. Zur Wehrmacht einberufen wurden die Herren Maul und Heinrich. Als Ersatz für sie traten in das Kollegium StAss. Dr. Striegler und der in Dresden ausgebombte StR Heinze ein. Frau Schultz gab nach der Geburt eines Kindes ihre Lehrtätigkeit an der Schule auf.

Die einschneidendste Veränderung aber bedeutete der Wechsel in der Person des Schulleiters. Hptstf. Müller übernahm nach dem Ende der Sommerferien die Leitung der Schule in Prag. An seiner Stelle wurde am 25. August 1944 StR Horst Handrick von der Oberschule in Olbernhau mit der Leitung der Heimschule Meißen beauftragt.



Ein besonderes Ereignis aus dem Leben der Schule soll hier noch hervorgehoben sein. Das war das große Schulmanöver, das vom 4.–17. Juli 1944 am Horstsee bei Wermsdorf stattfand. Die ganze Schülerschaft und ein Teil der Erzieherchaft, Hptstf. Müller, die Herren Becker, Döhnert, Heinrich und Dr. Striegler, dazu die Wirtschaftsleiterin, Frl. Käthe Woost, und die Heimmutter, Frl. Helene Rascher, unterstützt von dem Heimschul-Angestellten Marschner und einer Wirtschaftspraktikantin, verlebten während dieser Zeit, im ganzen vom Wetter begünstigt, herrliche Tage in einem selbsterrichteten Zeltlager.

Der Anstaltsleiter hatte in unendlichen Bemühungen alles für die Durchführung des Planes Notwendige organisieren können. Seinem Einsatzwillen und dem aller anderen beteiligten Personen war es zu danken, daß unsere Jungen in engster Verbindung mit der Natur, bei vortrefflicher Verpflegung aus der Feldküche, in Sonne und Luft und Wasser schöne Tage verbrachten. Unvergeßlich werden uns allen namentlich die Abende bleiben, wenn wir, um das Lagerfeuer versammelt, unsere Lieder sangen oder dem lauschten, was der Hptstf. vorlas. Nach einstimmigem Urteil der Jungen gehört dieses Zeltlager zu den eindruckvollsten Erlebnissen ihrer Heimschulzeit. Auch der als künftiger Schulleiter in Aussicht genommene StR Handrick hatte – sozusagen noch incognito – an dem Sommerlager teilgenommen. Am 25. August 1944 nach den Sommerferien übernahm er offiziell die Leitung der Anstalt.

Von den allmählich immer fühlbarer werdenden Einwirkungen des Krieges blieb naturgemäß auch die Schule nicht unberührt. Trotzdem gelang es, im Gegensatz zu anderen Meißner Schulen, den Betrieb der Schule auch in den schweren Wintermonaten aufrechtzuerhalten. Zwar rückte das Gespenst des Kohlemangels und damit die Gefahr, die Schule schließen oder wenigstens den Wirtschaftsbetrieb einstellen zu müssen, mehrmals in allerbedrohlichste Nähe, aber es war doch immer wieder möglich, im letzten Augenblick das nötige Heizmaterial heranzuschaffen, wenn auch namentlich der im Burggebäude untergebrachte Zug 1 recht störende räumliche Beschränkungen in Kauf nehmen mußte.

Eine engere Zusammenlegung der Schülerschaft machte sich außerdem aus folgenden zwei Gründen nötig:



1.) Im Februar 1945 wurde ein Kriegslehrgang für die Offizierslaufbahn, der sich aus etwa 60 jungen Leuten verschiedenster Herkunft und Schulbildung zusammensetzte, die zumeist als Großberlin stammten, an der Heimschule eröffnet.

2.) Lehrer und Schüler zweier deutschen Heimschulen im Warthegau, die vor den vordringenden Russen hatten flüchten müssen, mußten für längere oder kürzere Zeit in unserer Schule untergebracht werden. Vom 30. Januar bis zum 24. Februar 1945 war die Heimschule Schroda mit 77 Schülern und 16 Erwachsenen (Lehrer- und Verwaltungspersonal), und vom 13. –26. Februar 1945 waren 25 Jungen der Heimschule Turek bei uns zu Gäste. Die Schrodaer wurden dann nach Franzburg in Pommern, die Tureker in ein Landverschickungslager nach Mühltroff i. V. weitergeleitet. Die Anforderungen, die in dieser Zeit der Ueberbelegung der Schule vor allem an die Wirtschaftsleiterin und ihr Personal gestellt und vorbildlich gemeistert wurden, waren außerordentlich hoch.

Als besonderes Ereignis aus diesen Tagen der Unruhe und des Durcheinanders sei noch erwähnt, daß am 18. März 12 Afraner im Dom zu Meißen konfirmiert wurden.

Die immer schärfere Zuspitzung der Kriegslage in den ersten Monaten des Jahres 1945 führte verständlicherweise dazu, daß einerseits eine ganze Reihe von Jungen, die in weiter Entfernung von Meißen ihre Heimat hatten, von ihren Eltern abgemeldet wurden und die Schule verließen, andererseits Söhne von Flüchtlingsfamilien, vor allem aus Schlesien und Ostpreußen, aus Ungarn und Siebenbürgen, oft nur Wochen oder Tage in der Schule Aufnahme fanden. Auch die Einberufung von älteren Schülern zum Reichsarbeitsdienst oder zur Wehrmacht oder in Wehrrtütigungslager lichteten den Bestand der Schülerschaft immer mehr.

Trotz der wachsenden Bedrohung hielt der Schulleiter Handrick entgegen anderen Meinungen des Kollegiums an dem Standpunkt fest, daß der Schulbetrieb unbedingt weiterzuführen sei, und entschloß sich erst unter dem Druck der immer prekärer werdenden Lage dazu, die Schüler allgemein zu entlassen. Erst als bekannt wurde, daß die Schule ein deutsches Kriegslazarett aufnehmen sollte, ordnete er die Räumung der Schule an, und zwar in der Weise, daß von den noch vorhandenen Schülern diejenigen, die eine weite Heimreise hatten, am 13. April,



die aus Meißen und Umgegend stammenden Jungen am 14. April nach Hause entlassen werden sollten. Soviel hinterher bekannt geworden ist, hat diese entschieden zu spät angeordnete Maßnahme für viele Jungen recht unangenehme Folgen gehabt, indem sie infolge der überstürzten Abreise ihr Eigentum an Betten, Kleidung, Wäsche, Büchern usw. in der Schule zurücklassen mußten – diese Sachen sind dann eine Beute der Russen geworden – und ihre Heimreise nur unter großen Schwierigkeiten und Gefahren und auf Umwegen durchführen konnten.

Eine kleine Gruppe von Jungen der unteren Klassen, die besonders weit entfernt zu Hause waren (z. B. 1 aus Vorarlberg, 2 aus Eisenach) oder mit ihren Eltern überhaupt keine Verbindung mehr hatten, konnte nicht mehr in Marsch gesetzt werden. Für sie war vorgesehen, sie unter der Obhut der Heimmutter und des StAss. Dr. Striegler, denen zur Unterstützung Arnold Rommel aus Klasse 5 beigegeben wurde, vorläufig in Altenberg i. Erzg. Unterzubringen. Zu dieser Gruppe gehörten außer den genannten Personen:

Faust aus Klasse 4, dem die Heimreise nach Oberfrohna nicht mehr gelungen und der deshalb nach Meißen zurückgekehrt war, Heidenreich (Köln), Ißleib (Eisenach), Lange (Hörschel bei Eisenach), Schädlich (Hohenems in Vorarlberg).

Diese Sondergruppe ist auch nach Altenberg gelangt. Von ihrem weiteren Schicksal ist folgendes bekannt geworden: Bei der Beschießung Altenbergs durch die Russen flüchteten sie in das tschechische Gebiet hinein, bis in die Gegend von Bilin. Von den Tschechen völlig ausgeplündert, wanderte sie wieder zurück über die sächsische Grenze und stieß auf die Armee Zschörner. Ein Teil der Jungen trennte sich hier auf eigene Faust von der Heimmutter und schloß sich dieser Armeegruppe an. Rommel aus Kl. 5 hatte schon vorher Altenberg verlassen und sich in das vom Anstaltsleiter Handrick geführte Volkssturm-Bataillon in Meißen einreihen lassen. Mit nur einem einzigen Jungen, Ißleib aus Kl. 1, kam die Heimmutter zu Fuß bis nach Flöha, wo es gelang, Ißleibs Heimtransport nach Eisenach mit Hilfe eines deutschen Offiziers in die Wege zu leiten. Vom Schicksal der anderen Jungen konnte nur in Erfahrung gebracht werden, daß Faust mit Heidenreich und Schädlich nach Oberfrohna zu seinen Eltern gekommen ist, die beiden dann eine zeitlang bei sich beherbergt hat und daß nach dieser kurzen



Ruhephase H. und Sch. sich wieder auf den Weg zu ihren Angehörigen gemacht haben. Ob sie heimgekommen sind und was aus Lange geworden ist, konnte bis jetzt noch nicht festgestellt werden.

In Meißen selbst machte sich inzwischen das Kriegsgeschehen immer unmittelbarer fühlbar. Einige größere Schüler aus den Klassen 6 und 5 sowie aus dem Kriegslehrgang, die ebenfalls nicht mehr nach Hause gelangen konnten, reichte der Anstaltsleiter in das von ihm kommandierte Volkssturm-Bataillon ein. Von unseren Schülern gehörten dazu: Müller VI, Hellmut (Kl. 5), Pfuhl (Kl. 6),

Rommel II, Arnold (Kl. 5), Schara II (Kl. 6), Scheller (Kl. 6), Stumpp (Kl. 6), Symanowski (Kl. 5), Wiese (Kl. 5), Zitzmann (Kl. 5).

In ungarische Uniformen eingekleidet, rückten sie bald zur Besetzung der Bodelschwingh ab. Sie sind dann im weiteren Verlauf des Kriegsgeschehens bis in die Gegend von Syda i. Erzg. gelangt und sind zum Teil zeitweise in Gefangenschaft geraten, zum Teil haben sie auf eigene Faust versucht, ihre Heimat zu erreichen. Es ist über die Schicksale der einzelnen noch nicht in vollem Umfang Klarheit zu gewinnen, jedoch hat es den Anschein, daß die meisten von ihnen, wenn auch unter großen Schwierigkeiten und nach mancherlei Fährnissen, bei ihren Familien wieder eingetroffen sind. Bekannt geworden ist mir folgendes:

Müller VI, Rommel II und Wiese sind mit einem requirierten Pferdefuhrwerk auf der Autobahn nach Chemnitz den Amerikanern in die Hände gelaufen, sind aber wieder entkommen, dabei jedoch auseinander geraten. Wiese und Müller sind nach Chemnitz gelangt. Von Wiese ist noch keine weitere Nachricht eingegangen. Müller befindet sich in Heidelberg bei seiner Mutter. Rommel ist nach Meißen zurückgekehrt und hat längere Zeit bei einem Verwandten seines Klassenkameraden Friedrich in Kaisitz bei Meißen gearbeitet. Jetzt ist er landwirtschaftlicher Scholar in Thüringen.

Pfuhl, Scheller und Stumpp sind eine Zeit lang zusammen marschiert in Richtung Frankfurt a. M. Da Stumpp fußkrank wurde, mußte er sich ins Lazarett begeben. Dadurch war er gezwungen, sich von seinen beiden Kameraden zu trennen. Schließlich ist er unter allerhand Abenteuern zu Fuß, zu Rad, auf Güterwagen und Autos bis in seine Heimat in der Nähe von Worms gelangt. Pfuhl ist es ebenfalls geglückt, nach Hause zu kommen. Er arbeitet in der Nähe von



Greifswald auf dem Lande. Von Scheller ist noch nichts bekannt. Zitzmann ist in Bonn, Symanowski irgendwo in Bayern. Nähere Nachrichten fehlen noch.

In der Schule hatte inzwischen das angekündigte Kriegslazarett Einzug gehalten. Die Schul- und Aufenthaltsräume waren lazarettmäßig eingeteilt, der Küchenbetrieb von der Wehrmacht übernommen worden. Verwundete aus den Kämpfen in der Nähe von Meißen wurden eingeliefert. Aber nur kurze Zeit hatte das Lazarett hier eine Heimstätte. Die rasche Annäherung der Russen und die einsetzende Beschießung der Stadt zwangen dazu, das Lazarett wieder abzubauen und weiterzutransportieren. Dafür zogen deutsche Truppenteile, die zur Verteidigung Meißens und der Umgebung bestimmt waren, in die Schule ein. Nun entwickelte sich ein echt kriegsmäßiges Bild. Das Zivil war so gut wie ausgeschaltet. Alle Räume waren von Soldaten belegt, der Hof war Autoparkplatz und Munitionslager zugleich, die Loge militärische Telephonzentrale, das Lehrerzimmer Bataillonsgeschäftszimmer, Speisesaal und Küche wimmelten von Soldaten.

Das Schicksal nahm seinen Lauf. Bereits am 16. April hatte Meißen den ersten Fünf-Minuten-Feind-Alarm erlebt, weil angeblich Amerikaner in der Nähe seien. Allüberall an den Zugangsstraßen wurden Panzersperren gebaut, die Volksturmkompanien an den verschiedensten Stellen zu meist völlig sinnlosen Schantarbeiten eingesetzt. Immer bedrohlicher wurde das Vordringen der Russen. Am 24. April wieder Feindalarm: Die Russen bei Zehren! Eine Zeitlang schien es dann wieder, als werde es gelingen, ihren Ansturm aufzuhalten. Aber diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Erneut drang der Russe vor, immer näher grollte der Donner der schweren Waffen. Artilleriegeschosse heulten über die Stadt hinweg, schlugen auch im Inneren der Stadt ein. Es folgte dann am 3. Mai, nachmittags gegen 17 Uhr die sinnlose Sprengung der beiden Elbbrücken mit ihren für die anliegenden Häuser so katastrophalen Folgen und am 4. Mai die Aufforderung des Kreisleiters Böhme an alle parteiamtlichen Funktionäre und an alle militärisch erfaßten Personen, die Stadt auf dem schnellsten Wege zu verlassen.

Nun überstürzten sich die Ereignisse. Ein Strom von Menschen ergoß sich auf die Straßen, namentlich in der Richtung nach Nossen und Freiberg zu – viel zu



spät! Die armen Menschen liefen den Russen geradezu in die Hände oder kehrten nach einigen Tagen, halbverhungert und völlig erschöpft, zum Teil auch von den Russen all ihrer mitgenommenen Habe beraubt, in die Stadt zurück.

Die deutschen Truppen hatten inzwischen am 3. und 4. Mai Hals über Kopf die Schule geräumt, und am Sonntag, dem 6. Mai, vormittags zog auch die gesamte Polizei mit all ihren Vorräten an Lebensmitteln unter erbitterter Entrüstung der Bevölkerung ab.

Bereits mit Schließung der Schule, also Mitte April, war Dr. Harzbecker nach Radeberg zurückgekehrt, Dr. Striegler nach Altenberg gegangen. Das weibliche Wirtschaftspersonal der Schule hatte bereits in den letzten Tagen der deutschen Besetzung die Stadt verlassen. Der Aufforderung des Kreisleiters zufolge wanderte am 5. Mai früh Dr. Hansen mit seiner Familie in die Gegend von Oederan ab, StR Döhnert mit seiner betagten Mutter nach Fördergersdorf bei Tharandt.

Eine unheimliche Stille der Erwartung lagerte über der Stadt. Am Spätnachmittag des Sonntags (6. Mai) erschienen die ersten Russen im Inneren der Stadt. Das Schicksal Meißens war besiegelt. Ohne Unterbrechung rollten nun die Panzer, Geschütze, Kraftwagenkolonnen der Russen in die Stadt herein.

Die Nacht vom 6./7. Mai verlief noch leidlich ruhig, aber am 7. Mai früh begann die Plünderung gewisser Stadtbezirke. Auch die Umgebung der Fürstenschule blieb nicht verschont. So wurden die um den Oekonomiehof gelegenen Dienstwohnungen der Lehrer und Beamten von den russischen Soldaten schwer heimgesucht, insbesondere auch das im Luftschuttkeller Freiheit 16 zurückgelassene Gepäck der Schüler, das bei der überstürzten Abreise nicht hatte mitgenommen werden können, restlos geraubt. Besonders hart betroffen wurde auch das sogenannte Professorenhaus Freiheit 8. Vom frühen Morgen bis zum Mittag des 7. Mai löste hier ein russischer Plünderungstrupp den anderen ab und leistete ganze Arbeit.

Inzwischen war auch die Fürstenschule selbst von russischen Truppen besetzt worden. Was hier im Hauptgebäude, in den Nebengebäuden, im Rentamt, in den Wirtschaftsräumen, in der Krankenburg, im kleinen und großen Zwinger, in der Afrakirche von den Russen angerichtet worden ist, kann in seinem Ablauf im einzelnen nicht geschildert werden, da das ganze Areal der Schule während der



Zeit der Besetzung, also vom 7. Mai bis zum 19. Dezember, für die Außenwelt so gut wie verschlossen war, es kann nur erschlossen werden aus dem Zustand, in dem man die Schule und alles, was dazu gehört, vorfand, als nach dem Abzug der Russen der Zutritt wieder möglich war. Nach den Schilderungen der wenigen Personen, denen während der Besetzungszeit aus dienstlichen oder anderen Gründen ein Blick in die Schule gestattet wurde, konnte man schon auf Schlimmes gefasst sein, es wurde jedoch durch die Wirklichkeit bei weitem übertroffen.

Mit dem Schicksal der eigentlichen Schulgebäude war das Schicksal des bereits erwähnten Professorenhauses Freiheit 8 aufs engste verbunden. Denn in den beiden Wohnungen im 1. und 2. Stock, die von den Herren Becker und Dr. Röttger bewohnt wurden, sowie in den Wohnungen des Seitengebäudes, die den Angestellten Hammer und Wehner gehörten, bezog für die Zeit vom 7. Mai bis zum 17. September der Stab der in der Schule kasernierten Russenformation mit seinem gesamten männlichen und weiblichen Personal nach Evakuierung der eigentlichen Bewohner Quartier.

Die Belegung der Wohnungen Freiheit 8, I und II durch die Russen vollzog sich in besonders harten Formen. Die Bewohner wurden nicht bloß gezwungen, in der kurzen Frist von zwei Stunden die Wohnungen zu verlassen, ohne etwas mitnehmen zu dürfen, sie mußten in dieser Zeit auch noch vier Leichen abtransportieren und provisorisch beerdigen. Der Inhaber der im 2. Stockwerk gelegenen Wohnung, Dr. Röttger, hatte nämlich kurz nach dem Erscheinen der ersten Plünderungstrupps seine Frau, zwei Kinder und sich selbst vergiftet. Die Leichen mußten auf Verlangen der Russen so rasch wie möglich weggeschafft werden. Da in dem allgemeinen Durcheinander bei den zuständigen Verwaltungsstellen der Stadt nichts zu erreichen war, so blieb nichts anderes übrig, als die vier Toten in dem vor dem Hause gelegenen Garten notdürftig zu verscharren. Etwa vier Wochen darnach sind sie exhumiert und nach dem Krematorium überführt worden.

Die Bewohner des 1. und 2. Stockes und des Seitengebäudes, deren Zahl durch dort untergebrachte evakuierte Schlesier und durch Flüchtlinge, die aus Meißen selbst oder von der Landstraße gekommen waren, noch bedeutend vermehrt wurde, wurden zusammengepfercht in die Erdgeschoßwohnung, sodaß daselbst zeitweise über 40 Personen unter den drückendsten Verhältnissen zusammen-



hausen mußten. Was diese Menschen über vier Monate lang an Ausplünderung, Bedrohungen, Entehrungen auszustehen hatten, soll hier nicht geschildert werden, da es nicht unmittelbar zur Geschichte der Schule gehört. Nur soviel sei hier noch hinzugefügt, daß die Russen bei ihrem Abzug am 17./18. September die beiden Wohnungen im 1. Und 2. Stock restlos ausgeräumt und das gesamte Mobiliar und Haushaltszubehör abtransportiert haben.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß auch die beiden Dienstwohnungen in dem der Fürstenschule gehörigen Hause Domplatz 6, die den Herren Dr. Lorenz und Müller gehörten, schwere Heimsuchungen zu überstehen hatten. Nicht allein der Plünderung durch russische Soldaten waren sie ausgesetzt, sie mußten auch, als der Rücktransport der polnischen Zivilarbeiter aus Deutschland begann, von den Bewohnern geräumt werden und dienten als Unterkunft eben für diese Polen, die darin in der übelsten Weise gehaust haben. Und als dann die Bewohner wieder einziehen durften und ihre Wohnungen wieder in Ordnung gebracht hatten, mußten sie abermals auswandern und der russischen Polizei Platz machen, die bis zum heutigen Tage noch den ganzen Domplatz besetzt hält.

Aus der Besetzungszeit sind folgende Daten und Tatsachen für die Fürstenschule von Wichtigkeit: Am 23. Mai 1945 ernannte das Schulamt Meißen Herrn Dr. Lorenz zum kommissarischen Leiter der Schule. Was seiner Initiative zu danken ist, davon wird noch die Rede sein. In der Zeit vom 23. Juni bis zum 6. September wurden in drei Zirkeln kleine Weiterbildungskurse für Fürstenschüler durchgeführt. Am 8. August weilte für kurze Zeit der letzte Leiter der Schule, Herr Handrick, in Meißen. Am 1. Oktober wurde mit russischer Genehmigung der Schulunterricht in Meißen allgemein wieder aufgenommen. Für die Fürstenschule hatte das leider keine praktische Wirkung, da ja – entgegen den gegebenen Zusicherungen – die Schule weiterhin russische Kaserne blieb. Vom 8. –24. November lief für eine Anzahl von Afranern, die die Reifeprüfung ablegen wollten, in der Roten Schule ein Abiturienten-Vorbereitungskursus, der von den Herren Dr. Lorenz, Dr. Hiecke, Dr. Platz, Dr. Thielmann und Becker durchgeführt wurde. Der Kursus mußte jedoch vorzeitig abgebrochen werden, da die Landesverwaltung allen Lehrern der Fürstenschule als ehemaligen Angehörigen der



NSDAP oder der SA am 24. November ihre Entlassung aus dem Schuldienst zu stellte.

Es wurde weiter oben bereits gesagt, daß gelegentliche Einblicke in die Schulgebäude und Berichte von Augenzeugen schlimme Befürchtungen über ihren tatsächlichen Zustand erwecken mußten. Diese Befürchtungen wurden bestätigt und verstärkt durch allerhand Beobachtungen, die man auch schon von außen machen konnte. Der kleine Zwinger war offenbar Standplatz für den Fuhrpark der Russen. Auch eine Feldküchenanlage war dort eingerichtet. Die Ein- und Ausfahrt der Autos auch der schwersten Klassen vollzog sich durch das Tor an der Nossener Straße. Der entsprechende Schluß auf den Zustand des Zwingers und der hindurchführenden Wege war also ohne weiteres gegeben. Auf dem Tennisplatz wurde längere Zeit eine Rinderherde gehalten. Die Fenster des Hauptgebäudes zeigten in immer steigendem Maße schwere Beschädigungen oder völlige Zerstörung. Das war kein Wunder; denn aus den Fenstern kamen dauernd Gegenstände der verschiedensten Art herausgeflogen: Speisereste, Wäsche, Kleidungsstücke, Bücher, Bilder, Geschirr, Teile von Musikinstrumenten und Radioapparaten, zerbrochene Möbelstücke u. dergl. mehr. Besonders die Hintermauer erfreute sich dieses Segens von oben. Hier waren es namentlich Lehrmittel für den Physik- und Chemieunterricht, Unterrichtsbilder, Landkarten, sogar Schulbänke, die auf solche Weise den Weg ins Freie fanden. Dem sofortigen Eingreifen des Herrn Dr. Lorenz ist es zu danken, daß manches für die Schule erhalten werden konnte.

Mit dem Beginn der kalten Jahreszeit erschienen an den verschiedensten Stellen des Gebäudes, durch die Außenwände oder die Fensterscheiben durchgebrochen, Ofenrohre; später stellte es sich heraus, daß die Heizanlage demoliert worden war und daß man in den einzelnen Räumen Kanonenöfen aufgestellt hatte, deren Abzugsrohre auf die geschilderte Weise ins Freie geführt wurden. Des öfteren hörte man auch Schüsse knallen. Die Auswirkung solcher Schießübungen zeigte sich z. B. an den beiden Standbildern am Eingang der Schule, denen die Gesichter durch Schüsse zerschmettert wurden. Eines Nachts, ich glaube, es war Anfang Oktober, fuhr die Feuerwehr vor. Ein Brand war ausgebrochen, und zwar, wie später bekannt wurde, im Heizkanal, wo die kostbare Bibliothek der Schule



gegen Luftgefahr sichergestellt worden war. Etwa 200 Bände sind, wie sich später herausstellte, durch den Brand und das Wasser vernichtet, eine große Zahl mehr oder weniger schwer beschädigt worden.

Auch in der Afrakirche mußte, wie man von außen mit Auge und Ohr beobachten konnte, allerhand vor sich gegangen sein. Der Afrafriedhof bot ein Bild der Verwahrlosung. Hier sammelten sich alltäglich zu den Essenszeiten eine Menge Frauen und Kinder vor den Fenstern des Speisesaals und der Küche, um Essen aus der Russenküche zu erbetteln. Diese Menschenansammlung war für die russischen Soldaten eine erwünschte Gelegenheit, um diese armen hungernden Menschen von oben her mit Gegenständen der verschiedensten Art, mit Speise- und Obstresten zu bewerfen oder mit Wasser, Tinte und anderen Flüssigkeiten zu überschütten.

Kurz bevor die Russen begannen, die Schule zu räumen, konnte man endlich beobachten, wie in ununterbrochener Folge Lastwagen auf Lastwagen, hoch beladen mit Einrichtungsgegenständen und Möbeln, mit Betten und Geschirr, mit Radioapparaten u. a. m. die Schule verließ. Und dabei war es infolge Mangels an Wagen gar nicht möglich, alles abzutransportieren. Eine Anzahl Schulbänke und Bettstellen blieben infolgedessen im Hofe stehen und konnten später gerettet werden.

Alles dies ließ bereits einen Schluß zu, wie es wohl im Inneren der Schule aussehen mochte. Die schlimmsten Erwartungen jedoch waren nichts im Vergleich zu dem Bilde, das die Schule im Inneren bot, als sie zum ersten Male wieder betreten werden konnte. Wohin man auch kam, Zerstörung, Trümmer, Dreck, Unrat der widerlichsten Art! Ganz gleich, ob man die Klassenzimmer oder das Lehrerzimmer, die Aufenthaltsräume der Schüler, die Kleiderkammern oder Schlafsäle, die Wirtschaftsräume oder den Speisesaal, die Krankenburg oder das Rentamt, den Keller oder den Boden, die Bibliotheken, das Vestibül, das Treppenhaus, den Zwinger, die Turnhalle, die Rektorwohnung, die Repräsentationsräume betrat, überall und immer wieder das gleiche trostlose Bild! Was war aus unserer schönen Schule geworden! Der bauliche Zustand aller Räume mit ganz wenigen Ausnahmen spottete einfach jeder Beschreibung. Überall Löcher in den Wänden und Decken, der Fußboden verschiedentlich aufgerissen, die Holzverkleidung der



Wände herausgewuchtet, die Fenster zertrümmert, vielfach mitsamt den Fensterrahmen herausgebrochen, die Türfüllungen und die Türschlösser zerstört, in den Bibliotheken die Regale zerschlagen oder überhaupt nicht mehr vorhanden, die Bücher auf dem Fußboden verstreut oder sonstwohin verschleppt, aufs widerlichste besudelt, Heiz- und Klosettanlagen demoliert und die zugehörigen Räume von unten bis oben mit Schmutz, Abfällen, Unrat vollgestopft, im Rentamt die Geldschränke losgewuchtet und erbrochen, ebenso die große Dokumententruhe, in der Küche der große Herd abmontiert und beim versuchten Abtransport in der hinteren Ausgangstür nach dem Kreuzgang zu steckengeblieben, das Synodalmzimmer ein wüster Trümmerhaufen, ebenso die Rektorwohnung, überall die elektrische Lichtanlage zerstört, die Beleuchtungskörper zerschlagen, zerschossen oder mitgenommen, die Glühbirnen restlos herausgeschraubt! Und abgesehen von Schmutz und Trümmern beinahe in allen Räumen eine gähnende Leere! Denn fast die gesamte Inneneinrichtung und -ausstattung war verschwunden, sei es, daß man sie als Feuerholz verwendet oder abgefahren hatte. In den Schulzimmern keine Bänke und Katheder, in den Tagesräumen keine Tische und Stühle, in den Kleiderkammern keine Schränke, in den Schlafsälen keine Betten, im Synodalmzimmer die Bilder verschwunden, der Keimelienschrank zerschlagen und seines kostbaren Inhalts beraubt, im Speisesaal keine Tafeln, keine Schemel, kein Geschirr, keine Bestecks, im Betsaal und in der Aula das ganze Gestühl abgefahren, im Musiksaal kein Flügel mehr. Auch die sonst vorhanden gewesenen Klaviere und Harmonien verschwunden, soweit sie nicht demoliert vorgefunden wurden, die beiden Standbilder im Vestibül von ihren Postamenten herabgestürzt und in Trümmer geschlagen, die Lehr- und Sammlungszimmer für den Unterricht in Physik, Chemie, Biologie in einem einfach unbeschreiblichen Zustand, die Apparate und sonstigen Unterrichtsmaterialien bis auf kümmerliche Reste verschwunden, die Turnhalle ein einziges Bild der Zerstörung, die Lederbezüge von den Turngeräten heruntergerissen, die Rektorwohnung vollständig ausgeräumt, aber dafür ein Chaos von Schmutz und Trümmern, und vollends der herrliche Zwinger, dieses Kleinod der der Schule, nicht zum Wiedererkennen, die Wege, der Sportplatz, die große Wiese zerfahren und zerfurcht von den schweren Lastautos, der prachtvolle Baumbestand aufs schwerste dezimiert! Das war das erschütternde Bild, das sich dem entsetzten Auge des Beschauers bot.



Eigentlich nur zwei einigermaßen erfreuliche Tatsachen waren zu konstatieren: die Waschsäle waren erhalten geblieben, wenn auch total verschmutzt, und die Aula war, was ihren baulichen Zustand betrifft, von geringen Beschädigungen abgesehen, im ganzen Intakt. Es fehlten nur, wie gesagt, alle Stühle, und die marmorne Gellertbüste war von ihrem Sockel herabgeworfen, ohne nennenswerten Schaden zu erleiden.

Der unter dem Westflügel des Hauptgebäudes befindliche Keller, der als Luftschutzraum ausgebaut war und in dem zurückgebliebenes Gepäck des Schulpersonals untergebracht war, war zunächst überhaupt nicht zugänglich. Zu ihm und ebenso zur Heizung, die bis obenhin mit Kehricht und Abfallmassen vollgestopft war, mußte erst ein Zugang geschaffen werden, damit die Kellerräume und der Heizkanal, wo die Bücher der Bibliothek und ebenfalls privates Eigentum der Schüler und des Personals gelagert waren, überhaupt betreten werden konnte.

Bald nach dem Abzug der Russen wurde mit den Aufräumarbeiten begonnen. Am 10. Januar 1946 besichtigte Herr Voigtländer vom Landbauamt die Schule. Die noch in Meißen anwesenden Angestellten der Schule Jäntsch, Hammer und Bellmann, verstärkt durch mehrere vom Arbeitsamt gestellte männliche und weibliche Arbeitskräfte, haben in wochenlanger, mühevoller Arbeit zunächst einmal die Schutt-, Trümmer- und Schmutzmassen aus dem gesamten Gebäude herausgeräumt und in gewaltigen Haufen auf dem Hofe aufgestapelt, von wo sie allmählich abgefahren wurden, soweit sie nicht durch Feuer beseitigt werden konnten. Lange Zeit bot der Hof mit seinen rauchenden Schutthaufen und den gestapelten Möbel- und Gerätetrümmern ein wenig erfreuliches Bild. Aber nun ist wieder Ordnung geschaffen. Trümmer und Schmutz sind beseitigt, und im Gebäude sind, soweit es der bestehende Materialmangel zuläßt, allenthalben Handwerker der verschiedensten Kategorien am Werke, um die Schäden, wenn auch teilweise erst provisorisch, auszubessern. Die Rektorwohnung und auch die Wohnung des neuen Hausmeisters, der seinen Dienst bereits seit längerer Zeit angetreten hat, sind wieder instandgesetzt. Auch das Rentamt hat sehr bald schon seinen Betrieb wiederaufgenommen, freilich nicht in den alten Räumen, sondern bis zur Wiederherrichtung der früheren Diensträume in sehr beengten Verhältnissen im Hause Freiheit 16. Im Zwinger ist man ebenfalls fleißig an der



Arbeit, um aufzuräumen und die gärtnerischen Anlagen wieder in Ordnung zu bringen.

Die Verwaltung der Fürstenschule liegt bis zur endgültigen Regelung ihres künftigen Schicksals durch die Landesverwaltung in der Hand des Schulamtes der Stadt Meißen und der Leitung des Stadtrats Huß. Lange Zeit tauchte immer wieder das Gerücht auf, daß der in Meißen laufende Ausbildungslehrgang für Laienlehrer in die Fürstenschule verlegt werden solle. Dann schien man von diesem Plane wieder abgekommen zu sein, aber nach der neuesten Gestaltung der Lage soll tatsächlich am 2. September ein Laien-Kursus seinen Einzug halten, und ein weiterer Kursus soll diesem folgen. Damit bleibt die Frage, wie sich das weitere Schicksal der Fürstenschule gestalten wird, ob sie in der alten oder in einer neuen Form wieder eröffnet werden wird, völlig ungeklärt, und die vielen, vielen Wieder- und Neuanmeldungen von Schülern können nur mit allem Vorbehalt angenommen werden.

Vom Schulamt ist, wie schon erwähnt, Herr Dr. Lorenz als vorläufiger Betreuer der Belange der Fürstenschule eingesetzt worden. Seinen verdienstvollen Bemühungen ist es unter anderem gelungen, von der Stadt die Genehmigung zu erwirken, die wertvolle Bücherei der Schule zu bergen, zu sichten und neueinzuordnen, und zwar sind auf Antrag von Dr. Lorenz mit Genehmigung des Schulamtes und des Arbeitsamtes für diese Arbeit einige des bisherigen Lehrer, die Herren Dr. Hiecke, Hötzel, Klahr, Müller und Becker, eingesetzt worden. Seit Beginn des Jahres 1946 ist diese Gruppe nun an der Arbeit.

Als es nach den notwendigen Räumungsarbeiten gelungen war, bis zu dem Teil des Heizkanals vorzudringen, wo die Bücher lagerten, war der erste Eindruck genau so erschütternd wie in den anderen Räumen der Schule: ein wüstes Durcheinander von Büchern, erbrochenen Koffern, ihrem herausgeworfenen Inhalt und Schmutz. Man kann sich wohl denken, in welchem Zustande namentlich die Bücher waren, die von dem Brand betroffen worden waren und die, zum Teil angekohlt, monatelang im Löschwasser gelegen hatten.

Viele Wochen hindurch bestand nun die Tätigkeit der Arbeitsgruppe darin, die vielen Tausende von Bänden aus dem Heizkanal hinauf auf den Boden zu transportieren, wo sie, vorläufig nur grob nach Abteilungen geordnet, gestapelt wer-



den mußten, da ja die eigentlichen Bibliotheksräume wegen der Zerstörung oder des völligen Fehlens der Regale nicht benutzbar sind. Die Bücher, die durch Feuer und Wasser besonders schwer gelitten hatten, wurden in einem besonderen Bodenraum zunächst zum Trocknen ausgelegt, um später einer besonderen Behandlung und Säuberung von Schimmel und Moder unterzogen zu werden.

Nachdem alle Bücher auf den Boden gebracht worden waren, wurden sie abteilungsweise in das Quartanerzimmer wieder heruntergeholt, soweit nötig, gesäubert, dann an der Hand der erfreulicherweise erhalten gebliebenen Kataloge der noch vorhandene Bestand nachgeprüft und registriert und die durchgeprüften Abteilungen auf der Aulatribüne aufgestapelt, wo die Bücher verbleiben sollen, bis die in Auftrag gegebene Neuankaffung oder Reparatur der nötigen Regale und die Wiederherstellung der Bibliotheksräume beendet ist. Neben diesen Arbeiten muß zugleich eine Durchsicht der Bücher an der Hand der von der SMA herausgegebenen Verbotsliste und eine Ausmerzung der darnach zu beanstandenden Bücher erfolgen. Genau in der gleichen Weise muß mit Schülerbücherei verfahren werden. Natürlich ist mit tiefsten Bedauern festzustellen, daß eine ganze Anzahl wertvoller alter und neuer Werke entweder völlig verschwunden oder infolge der Einwirkung des Feuers, des Wasser und des Moders nicht mehr zu retten sind, aber immerhin hat es doch den Anschein, daß die Verluste zahlenmäßig nicht so hoch sind, wie ursprünglich befürchtet werden mußte. Mit Dank muß anerkannt werden, daß Herr Stadtrat Huß und auch Herr Ministerialdirektor Schneller, der sich persönlich von dem Stand der Arbeiten überzeugt hat, dieser kulturell so bedeutsamen Rettungsarbeit ihre wohlwollende und verständnisvolle Förderung zuteil werden lassen.

Der Bericht über das Schicksal der Schule wäre unvollständig, wenn er nicht auch einige Angaben über das Schicksal der lebendigen Glieder der Schulgemeinschaft enthielte. Der Berichterstatter ist zur Zeit noch damit beschäftigt, Erkundigungen über Schicksal und Verbleib derjenigen Schüler einzuziehen, die bis zur endgültigen Schließung der Schule oder wenigstens bis kurz vorher hier in Meißen anwesend waren. Vollständigkeit ist natürlich nicht zu erzielen gewesen, da auf manche Anfragen noch keine Antwort eingegangen ist. Von den rund 200 Schülern sind aber doch die meisten, wenn auch vielfach unter Schwierigkei-



ten bei ihren Angehörigen eingetroffen, wie aus direkten Mitteilungen der Betroffenen oder aus Nachrichten, die Klassenkameraden geliefert haben, hervorgeht. Bei Schülern, die nur kurze Zeit unmittelbar vor der Katastrophe der Schule angehört haben, war infolge des Fehlens aller Anknüpfungspunkte keine Sicherheit über ihr weiteres Schicksal zu erlangen.

Leider fehlt es auch nicht an bedauerlichen Meldungen. So sind die beiden Brüder Reimar und Gebhard Schmid-Burgk (Kl. 4 und 2) mit ihrer Mutter kurz vor dem Einmarsch der Russen in Berlin vom Vater erschossen worden, der sich selbst darnach ebenfalls den Tod gegeben hat. Wolfgang Rahm (Kl. 4) soll in Berlin ums Leben gekommen sein. Kürzlich kam vom Roten Kreuz in Kopenhagen eine Anfrage nach dem Verbleib des Schülers Christian Hildebrandt (Kl. 2), der offenbar nicht nach Hause gekommen ist und jetzt von seinem in Dänemark weilenden Vater noch immer gesucht wird. Gerade, als ich diesen Satz niedergeschrieben habe, erhalte ich die erfreuliche Nachricht, daß Hildebrandt in Wandlitz in der Mark bei seiner Mutter weilt.

Sobald ein sicheres Ergebnis meiner Umfragen und Nachforschungen vorliegt, wird eine umfassende Uebersicht über die Schicksale unserer Schüler nachfolgen.

Die Beamten und Angestellten der Schule, die beim Einmarsch der Russen teils hier in Meißen weilten, zum Teil auch geflüchtet waren, sind, soweit bekannt geworden ist, abgesehen von den persönlichen Verlusten an Hab und Gut, wie wir sie alle mehr oder weniger erlitten haben, ohne Schaden über die schwere Zeit gekommen.

Dagegen sind in das Lehrerkollegium tiefbedauerliche Lücken gerissen worden. Im Zuge der Umwandlung der Fürstenschule in eine Heimschule waren bekanntlich eine Reihe neuer Lehrer nach Meißen versetzt worden. Von diesen weilen drei nicht mehr unter den Lebenden. StR Dr. Röttger hat sich am 7. Mai 1945 mit Frau und zwei Kindern vergiftet. Das dritte Kind, ein zwölfjähriger Sohn, Schüler unserer Schule, ist wie durch ein Wunder am Leben geblieben. StR Döhner, der mit seiner Mutter nach Fördergersdorf bei Tharandt geflüchtet war, wurde dort von Russen, die nachts in das Gehöft einzudringen versuchten, am 30. Mai durch Kopfschuß schwer verwundet. Da ein Transport ins Krankenhaus



nicht ermöglicht werden konnte, erlag Herr D., völlig gelähmt, am 6. Juni seiner schweren Verwundung. StR Dr. Harzbecker endlich, der als alter Parteigenosse in Radeberg schon sehr bald verhaftet und zur Zwangsarbeit nach Senfteberg gebracht worden war, soll dort von einem russischen Posten erschossen worden sein. Seine Gattin erhielt jedenfalls am Weihnachtsabend 1945 die Nachricht von seinem Tode. Schließlich wird es alle ehemaligen Afraner besonders schmerzlich berührt haben, daß StR Dr. Sprössig mit seiner Gattin am 7. Mai 1945 freiwillig den Tod gesucht hat.

Die übrigen Lehrer der Schule, die alten und die neu nach Meißen versetzten, sind als ehemalige Mitglieder der NSDAP oder der SA ihres Amtes entsetzt und führen, ohne Gehalt und Pension, nur angewiesen auf das, was sie durch ihrer Hände Arbeit verdienen, ein kümmerliches und freudloses Dasein. Besonders zu bedauern ist das harte Los des Oberstudienrats Dr. Hansen. Erst aus Meißen abgewandert, dann wieder zurückgekehrt, arbeitete er monatelang im Dienste der Russen auf dem Güterbahnhof, wurde dann plötzlich verhaftet, auf die Burg gebracht und von da bereits vor mehreren Monaten mit unbekanntem Ziel abtransportiert. Irgendwelche Nachricht von ihm ist bis jetzt nicht eingegangen.

Trübe ist das Bild, das in diesem Bericht entrollt wurde, trübe und dunkel ist auch die Zukunft. Trotzdem soll uns alle, die wir mit der Fürstenschule St. Afra irgendwie verbunden sind, die Hoffnung leiten, daß diese ehrwürdige Schule mit ihrer alten Tradition nicht hinweggefegt werden, sondern, was ja auch der Wunsch der meisten ihrer Schüler ist, wiedererstehen möge als Pflanz- und Pflegestätte wahrer humanitas.



FREIHEIT

Was ist ein Mentor?

Birthe Mühlhoff (A 2007)

„Was ist ein Mentor?“ – ich überschreibe diesen Text nicht ohne Grund mit einer Was-Frage (das gibt mir nämlich Grund zu einem kleinen philosophischen Vorwort.¹)

Was-Fragen klingen nicht nur nach Fragen, die ein Lehrer stellt (und die er stellt, *weil* er die Antwort weiß und nicht viel mehr wissen will als: wer weiß es noch?), sondern sie klingen auch einfach und klar: auf ein „Was“ folgt ein „Das“: „Das ist ein Mentor!“ – man braucht nur dem Zeigefinger zu folgen, Folge zu leisten, hinschauen.

Die Wirklichkeit straft die vermeintliche Einfachheit dieser Frage natürlich Lügen. Eine Antwort auf die Frage „Was ist ein Mentor?“, ist natürlich überhaupt nicht einfach, und damit ist auch die Frage keine einfache mehr².

Aber nicht nur das: die Frage tut auch so, als wäre sie objektiv zu beantworten, mit einer Allgemeingültigkeit und Selbstverständlichkeit: „*Das da* ist ein Mentor!“ – eine Frage, die man Google³ stellen kann, oder Wikipedia, oder eben einem x-beliebigen Lehrer oder x-beliebigen Schülern ...

Damit führt uns der Titel aber in die Irre. In Wahrheit geht es in diesem Text nämlich nicht darum, was ein Mentor ist, sondern was ein Mentor *für mich* ist. In Wahr-



¹ Ich nehme damit außerdem heimlich Bezug auf Gilles Deleuze/Félix Guattari (Capitalisme et Schizophrenie 2. Edition Minuit, 1980), die sich in ihrem gemeinsamen Buch 1991 fragen: Was ist Philosophie? (Qu'est-ce que la philosophie?) und auf Michel Foucault, der einige Texte mit Was-Fragen überschrieb (z. B. Was ist ein Autor? (1969) und Was ist Kritik? (1978)), die ebenfalls nicht ihr Versprechen halten werden, sondern – meiner Meinung nach – auf brillante Weise die Selbstentlarvung der eigenen Komplexität selbst schon in sich plakativ und ironisch zum Ausdruck bringen. Deleuze und Foucault wären die letzten, die ernsthaft nach dem „Was“ von Worten und Dingen („Les Mots et les Choses“, Foucault 1966) fragen würden...

² Das ist interessant! Die Antwort wird keine einfache sein, das ist die Ahnung, die sich im Schlingel des Fragezeichens anbaut und damit auch die Frage ver-un-einfacht.

(Es scheint aber den anderen Fall zu geben: komplizierte Fragen mit einfachen Antworten. Was auch in der Natur der Sache liegt: manchmal ist das Einfache das schwierige und komplizierte, weil es so schwierig sein kann, auf das Einfache zu kommen!)

³ Im Eigenlektorat empfehle ich an dieser Stelle ein *remplacement* von Google durch duckduckgo.com oder ecosia.org, oder wie sie alle heißen.



heit geht es hier also nicht um *die* Wahrheit, was auch immer das sein soll, sondern um eine ganz besondere, um meine. Auch wenn das vielleicht von vornherein nicht ganz zu verbergen war, dass es sich bei diesem Artikel weniger um einen Lexikon-Eintrag als um ein kleines Paket eigener Meinung handeln würde, scheint uns der Titel doch ersteres (wenigstens auf den ersten Blick und grammatikalisch betrachtet) vorzumachen.

Dennoch: Selbst die Frage „Was ist ein Mentor *für mich*?“ verschweigt das Eigentliche. Das *für mich* öffnet zwar höflich die Tür zu einem kleinen Garten der Pluralität der Antwortmöglichkeiten – „Für dich“ sagt die Frage, „kann ein Mentor etwas ganz anderes sein“ – und macht damit die Frage zu einer noch etwas komplizierteren. (Jetzt kann Google schon allein nicht mehr mithalten, jetzt muss man die *Suchmaschine* zu bedienen wissen, jetzt muss man selber *auf die Suche gehen*... jetzt gibt es auch verschiedene Antwortmöglichkeiten, die sich gegenseitig ausschließen und es bedarf einer *Entscheidung*).

Die Frage ist jetzt komplizierter, aber sie behauptet weiterhin, dass ich erstens bestimmte Merkmale an der Hand habe, anhand derer man erkennt, *was ein Mentor ist* und zweitens, dass es ihn überhaupt „gibt“: den Mentor und den Nicht-Mentor.

Geschenkt: vielleicht nicht in Rein- oder Idealform, so aber doch als Begriff, *von dem man sich einen Begriff machen kann*: von dem wir hier zusammen sprechen können, selbst wenn wir dabei die unterschiedlichsten Vorstellungen im Kopf haben. (Genauso, wie man an dieser Stelle auch über Einhörner reden könnte oder über Faultiere mit ADHS.)

Gehen wir also davon aus, dass es relativ gleichgültig ist, ob reale Exemplare der Spezies Mentor existieren: den Begriff als solchen scheint es zu geben und Merkmale, die ihn von anderen Begriffen unterscheiden, auch.

Also eine Begriffsanalyse: „Was verstehen wir (oder ich) unter dem Begriff ‚Mentor‘?“. Damit wären wir ziemlich genau, ergänzt nur um Anführungszeichen, wieder bei der Ausgangsfrage: „Was ist ‚ein Mentor‘?“.

Und an dieser Stelle möchte ich einhaken, Stopp sagen und ein Zeichen setzen, ein Ausrufezeichen: Jetzt hat uns der Titel endgültig hinters Licht geführt, glorios ver-



schweigt er uns, was dieser Text eigentlich ist, was ich mit der Frage eigentlich sage, und was diese Was-Fragen eigentlich meinen⁴.

Die Frage, um die sich das ganze hier dreht, ist: „**Wie soll ein Mentor sein?**“.

Unter dem unscheinbaren Allerwelts Gesicht der Fakten, der *Deskription*, verbirgt sich die *Normativität* – die sich der objektiven, analytischen Form bedient der Überzeugung willen.

Tatsächlich geht es in diesem Text überhaupt nicht darum, was ein Mentor ist, was der Begriff des Mentors umfasst und was nicht, noch darum, was *ich* unter einem Mentor verstehe oder was für verschiedene Formen es gibt, „Mentor“ zu denken, sondern ich sage hier, was meiner Meinung nach ein Mentor tun und lassen soll, was er sein und was er nicht sein soll.

Was ist also ein Mentor?

Ein Mentor ist kein Vorbild, sondern ein Entwurf.

Ein Entwurf, ein Lebens- oder Persönlichkeitsentwurf, mit dem man sich konfrontiert sieht in einer vielleicht Jahre währenden Begegnung – die sich spiralförmig auf eine Freundschaft oder Kollegialität auf Augenhöhe zuspitzen kann, aber nicht muss. (Denn, das kommt noch: um die *Personen*, die Freunde werden können geht es nicht: es geht um zwei *Persönlichkeiten*.)

Diese Begegnung: eine Konfrontation, in der Ahnungen gepflanzt werden, das heißt: Möglichkeitsahnungen, und Möglichkeitsräume sich eröffnen und die Realität sich zu transformieren beginnt von einer Realität, die aus *Gegebenheiten*⁵ besteht, hin zu einer Realität voll von *Möglichkeiten*. Ein Mentor-Verhältnis bedeutet die „Vermöglichung der Realität“ des Jüngeren – und im besten Fall des Älteren auch.

Außerdem kristallisieren sich, ergeben sich, hervorbringen sich:

Orientierung, Klarheit, Zuversicht, Sicherheit und ein Standortgefühl, und von diesem aus: eine Perspektive (also eine Sicht auf die Welt, von einem Standort aus: eine Weltsicht) auf die Welt, die sich vor erneuten Konfrontation mit anderen Perspektiven nicht scheut.

⁴ Man sollte einmal darauf achten: Die Zeit der Was-Fragen ist nicht vorbei, wenn man die Zeit der Lehrer hinter sich hat. Was Menschen fragen oder sagen, wenn sie fragen, was etwas ist, das ist meistens interessant. Zum Beispiel in der Politik.

⁵ Gegebenheiten: das sind Dinge, „die so sind wie sie sind“ – auf die man zeigen kann mit erhobenen Zeigefingern. Die „nicht auch anders sein könnten“ ... bzw.: *dass* sie auch anders sein könnten weiß man nicht, zu diesem Zeitpunkt.



Einen Mentor zu haben, bedeutet mit wohlgesonnener Hilfe seinen eigenen Standort zu finden und ihn „von nun an“ immer wieder gerne neu zu suchen.

Kurzum: die Zuversicht und die Möglichkeit sich von nun an, seine Mentoren und Umfeldler, Lebensumstände oder Forschungsgebiete selbst zu suchen.

Und (von nun an) offen zu sein für jegliche künftige Konfrontation mit dem Lebensentwurf eines Anderen. Also von nun an immer wieder von nun an.

Ein Mentor ist kein Vorbild. Vorbilder enttäuschen immer: Vorbilder existieren nicht in der Welt als Jemand, der eins ist, sondern im Kopf desjenigen, der eins hat. Einen Mentor, so will ich sagen, *hat* man eigentlich nicht, *besitzt* man nicht, sondern *man ist einer* (wenn man der Ältere ist) oder *man wird einer* (wenn man der Jüngere ist und älter wird). Einen Mentor haben heißt letzten Endes Mentor werden. Und in dem einen Bereich der Realität ist man vielleicht schon jemandes Mentor und in einem anderen hat man Jemanden, der einem ein Mentor ist.

Wenn wir über Mentoren reden, sprechen wir nicht von Vorstellungen, Träumen oder Vorbildern, wir sprechen von der Realität. Und wie man sie meistert.

Der Mentor ist ein Entwurf: ein lebendiger Lebensentwurf. Eine real existierende Möglichkeit zu leben. Ein Persönlichkeitsentwurf. Der sich dadurch auszeichnet, dass er lebendig ist, dass er ein Entwurf ist: eine unfertige Skizze, dass er sich auch auf der Suche befindet, immer noch, wenn auch schon etwas länger und orientierter. Das wäre also ein schlimmer Mentor: jemand, dessen Lebensentwurf vielmehr von gelebter *Selbstverständlichkeit* zeugt, festfahren in den alten Trampelpfaden, Autobahnen des „Weil man das eben so macht“, der kein Entwurf ist, sondern Gilles Deleuze würde vielleicht sagen ein „Abziehbild“⁶. Ein schlimmer Mentor: weil (auch wenn das von außen manchmal nicht leicht zu unterscheiden ist) Festfahrenheit das Gegenteil von Orientierung ist. Denn Orientierung hat die Navigation, das Herumfahren zum Ziel.

Ein Mentor ist kein Vorbild: sondern kann auch zum Gegen-Entwurf werden. So will ich nicht sein, so will ich nicht werden, so will ich nicht leben. Der Mentor ist eine *Möglichkeit*, die man nicht mögen muss. Und darin liegt auch das Glück und der Grund, warum es hier nicht um Eltern, noch nicht einmal andere nahe Verwandte geht. Hier geht es um den Lebensentwurf eines *Anderen*.

⁶ Ein Abziehbild, eine Kopie, ein Foto": „un calque“ (und keine „carte“), Deleuze/Guattari: „Tausend Plateaus“ *Einleitung: Das Rhizom*.



Ein gänzlich Anderer: dabei handelt es sich – egal wie die Begegnung ausgeht – um eine Konfrontation. Notwendigerweise mit Fronten, Grenzen. Die eigenen Grenzen abstecken, ausprobieren, die Realität ins Mögliche erweitern, sich mit den Grenzen des Anderen (des Mentors und der Realität) auch in die Haare kriegen.

Es handelt sich um einen Kompass, nach dem man sich richten kann, aber nicht muss – Ein Mentor bedeutet einen Blick auf den Kompass eines Anderen, und wo der seinen Orient hat. Auf seine Maßstäbe, Prinzipien, Navigationsweisen, seine Art der Orientierung.

Ein Ausblick. Nicht Vorbild. Und zwar: „ein“ Ausblick, nicht „das“ Vorbild. Der Mentor ist eigentlich ein Wort mit unbestimmtem Artikel. *Ein Mentor*, der mit seiner Existenz schon das Wichtigste beweist, nämlich *dass* es sie gibt, Mentoren, dass es sie immer wieder geben wird, dass sie einem gegeben werden oder man sie suchen kann: egal wo, überall wo man neu ist. *Ein Mentor*, bei dem es darum geht, dass er eine Persönlichkeit *ist* (oder eine „hat“?) – aber eben nur eine, irgendeine, eine beliebige, aber eine *mögliche*.

Was der Mentor macht? In einer Art: Ahnung pflanzen, vermittelt er subtil, dass das Leben mehr für einen bereit hält, als man in dem Moment⁷ zu realisieren im Stande ist. *Realisieren* im doppelten Sinne: zu verstehen und hinzukriegen.

Ausblick geben, *Ahnung pflanzen*, das kann ganz diffus und unkonkret passieren. Und ganz subtil und ohne Erklärungen und große Worte.

Einen Ausblick geben – das heißt bloß: *Einblick geben*. Einblick darin, wie man leben kann, wie man sich arrangiert hat mit der Realität – und warum und wie man zu diesem Arrangement gekommen ist.

*Bei Homer ist er ein Freund des Helden Odysseus und Beschützer von dessen Sohn Telemachos. Während der zehnjährigen Irrfahrten des Odysseus nach dem Trojanischen Krieg nahm die ihm wohlgesinnte Göttin Athene von Zeit zu Zeit die Gestalt Mentors an, um über Telemachos zu wachen und ihm Ratschläge zu geben.*⁸

Das sagt Wikipedia, auf die Frage „Was ist ein Mentor?“.

⁷ Nämlich im Moment des Jungseins, des Neuseins, des Ohne-Ort-Seins, und ohne Orientierung. Und diese Momente wird man das ganze Leben lang hin und wieder durchlaufen, man wird „immer irgendwo neu sein“, auch wenn man alt ist, Lehrer ist, Mentor ist, zusammen mit jemand anderem „Eltern ist“ ...

⁸ [http://de.wikipedia.org/wiki/Mentor_\(Mythologie\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Mentor_(Mythologie)).



Was uns das zeigt: es geht bei der Persönlichkeit des Mentors (um die es hier geht) nicht um *die Person* des Mentors. Wer ist Mentor? Er ist ein Freund und Beschützer und manchmal ist er es gar nicht selbst. Wer genau oder was genau Mentor für ein Mensch ist, ist eigentlich egal.

Mentoren müssen keine besonderen Menschen sein, aber sie müssen *besonders Mensch sein*. D. h. Einblick geben darin, wie man Mensch sein kann. Mehr Einblick in die Karten geben, als man gewöhnlich tut als Mensch unter Menschen.

Ein Mentor darf Was-Fragen stellen wie ein Lehrer, und sogar dumme (Die Internatsvariante: „Was ist denn das für ein Kleiderhaufen vor dem Bett“). Es sollte bei diesen Fragen eine gewisse Pluralität der Antwortmöglichkeiten geben und es sollte auch komplexe Antwortmöglichkeiten geben dürfen. Auf der anderen Seite muss auch ein Mentor keine Antworten haben auf alle Fragen. Ein Mentor muss gar nicht viel tun, er hat, meiner Meinung nach eigentlich nur eine Aufgabe:

Fragen stellen, sich Fragen stellen lassen, über Fragen nachdenken, Fragen auf den Punkt bringen (helfen), Fragen aufwerfen, Fragen aushalten.

Und dafür Sorge tragen, dass ein anderer Mensch sich (in) eine(r) Welt einrichtet, in der es für ihn die Gewissheit der permanenten Möglichkeit des Fragen-Stellens gibt.

Und dafür braucht es wohl ein Minimum an Zeit und Interesse.



„Du kommer från Tyskland? - Vill du jobbar i Sverige senare?“

Franziska Tillack (A 2009)

Seit 2005 registrierte die Bundesärztekammer jährlich etwa 2500 Ärzte, die Deutschland verlassen. Besonders beliebt sind die Schweiz und Österreich, gefolgt von den USA, Großbritannien und Skandinavien. Im Jahr 2009 wurden in Schweden insgesamt 546 deutsche Ärzte gezählt.

Im vergangenen Sommer wurde mir diese Frage häufiger gestellt. Es ist Schwedisch und bedeutet: „*Du kommst aus Deutschland? Möchtest du später einmal in Schweden arbeiten?*“

Für ein Krankenhauspraktikum, auch

Famulatur genannt, kam ich mit meinem Freund für zwei Monate nach Schweden, um die Gesundheitsversorgung und die Arbeitssituation besser kennen zu lernen. Das Angebot der „Auslandsfamulatur“ nutzen mittlerweile viele Medizinstudenten, um Berufserfahrung im Ausland zu sammeln.

Schweden ist nicht nur ein beliebtes Urlaubsziel. Jährlich wandern etwa 3000 Deutsche aus, um im Heimatland von Pippi, Köttbullar und Co. ein neues Leben zu beginnen. Die Gründe sind vielseitig: weniger Stress im Job, mehr Zeit für die Familie und das Leben in der Natur. Die Schweden werden in vielen Lebensbereichen von ihren europäischen Nachbarn als Vorbild angesehen.

Für uns waren vor allem die Erfahrungen in einem schwedischen Krankenhaus sehr einprägsam. In fast jeder Abteilung gab es dort ein bis zwei Deutsche. Natürlich war es für uns auch wichtig herauszufinden, was den Einzelnen dazu gebracht hat, Deutschland zu verlassen. Meistens waren die Arbeitsverhältnisse in den deutschen Kliniken der ausschlaggebende Faktor: viele Überstunden und >24h-Schichten, die Unzufriedenheit über die fehlende Zeit für eine angemessene Versorgung der Patienten, die starren Hierarchien. Viele gaben an, dass das Familienleben sehr darunter gelitten hat. So hört man es derzeit leider nicht nur von gestandenen Ärzten, die Deutschland den Rücken gekehrt haben, sondern auch von vielen jungen Kollegen, welche (noch) in Deutschland arbeiten.

Da sich in den letzten Jahren in Schweden ebenfalls ein Ärztemangel abzeichnete, suchte man aktiv im europäischen Ausland. Vor allem erfahrende Fachärzte aus Deutschland sind in Schweden gefragt. Hatte sich ein Arzt entschieden den Schritt zu wagen, wurde er durch das Krankenhaus und den Staat weitreichend unterstützt. Dazu gehörten u. a. die Vermittlung einer Immobilie und ein einmonatiger Sprachkurs (jeder Zugezogene hat in Schweden das Recht auf einen kostenlosen bzw. entlohnten Sprachkurs).



Wir haben während der schwedischen Haupturlaubszeit unser Praktikum absolviert. Jeder schwedische Arbeitnehmer hat einen Anspruch auf 4 Wochen zusammenhängenden Urlaub im Jahr. In dieser Zeit haben viele Studenten die normale Arbeit übernommen, was in deutschen Krankenhäusern so gut wie unmöglich wäre.

Ärzte und Krankenschwestern betreuten eine übersichtliche Zahl von Patienten (6 Patienten pro Krankenschwester; 12 Patienten pro Arzt), die Zusammenarbeit verlief durchweg kollegial und effizient. Die Arbeitsteilung zwischen Schwestern und Ärzten war wesentlich klarer und selten gab es Unstimmigkeiten. Es gab Leitlinien, die Diagnostik und Therapie sehr präzise formulierten und die vom gesamten Personal eingehalten werden mussten. Hierarchien waren kaum erkennbar. Untersuchungsmethoden und Therapiekonzepte sind, wie in Deutschland, wissenschaftlich hochwertig und anerkannt. Alle Patienteninformationen, Anforderungen und Formulare wurden digital verarbeitet – ein Standard, der sich in Deutschland erst beginnt zu entwickeln.

Die Arzt-Patienten-Beziehung zeichnete sich vor allem durch das kleine Wörtchen „Du“ aus. Dieses „Duzen“ ist ein wesentlicher Bestandteil der schwedischen Kommunikation und trägt zu einem vertrauten Umgang zwischen den Menschen bei. Die Schweden legen außerdem großen Wert auf ihre Kaffee- („fika“) und Mittagspausen („lunch“) während der Arbeitszeit. Das „Anhäufen“ von Überstunden, wie es in deutschen Krankenhäusern alltäglich geworden ist, wird in Schweden so gut wie möglich vermieden.

Für deutsche Mediziner ist Schweden definitiv eine lohnende Alternative. Die Standards in Wissenschaft und Gesundheitsversorgung sind vergleichbar mit unserem deutschen Gesundheitssystem. Jedoch bieten die schwedischen Krankenhäuser bessere Arbeitsverhältnisse für Ärzte und Pflegepersonal sowie eine Effizienz-orientierte Versorgung der Patienten.

Wir haben bisher nicht den Entschluss gefasst, selbst nach Schweden auszuwandern. Aber man kann nie wissen! Diese Erfahrung hat uns gezeigt, was in schwedischen Krankenhäusern anders (und auch meistens besser!) läuft. Wir kennen nun eine Alternative zum deutschen Gesundheitswesen, hoffen aber, dass wir in Deutschland glückliche Ärzte werden, die neben der Arbeit auch ein Familienleben haben und nicht über das Auswandern nachdenken müssen. Denn auch hier werden in naher Zukunft viele junge Ärzte gebraucht!

So war meine Antwort auf die schwedische Frage zu Beginn:

„Jag vet faktiskt inte!“ – „Ich weiß es ehrlich gesagt nicht!“

Fotos zu diesem Artikel
auf Seite 47





Von Bombay nach Kalkutta

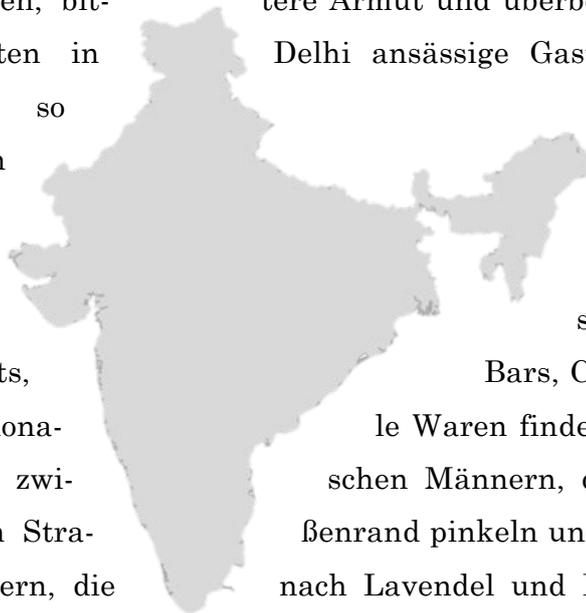
Eine Reise durch einen fesselnden Subkontinent

Rico Dittrich (A 2005)

Vom 10. Juli bis 7. September 2013 reiste ich etwa 10.000 Kilometer innerhalb Indiens als Reisebegleiter und werde nachfolgend kompakt wiedergeben, welche Erfahrungen ich in dieser Zeit machte und wie ich Land und Leute wahrnahm.

Bei der internationalen Austauschorganisation AFS Interkulturelle Begegnungen e. V. bewarb ich mich darum, eine Gruppe von etwa 15 deutschen Schülern bei ihrem Kurzaustausch virtuell zu betreuen und flog gemeinsam mit der Gruppe Anfang Juli von München nach Delhi. Die Gymnasiasten fuhren und flogen weiter zu ihren Gastfamilien, während ich in der ersten Woche ein Praktikum im Büro von AFS Indien absolvierte und von einer chinesischen Gastfamilie aufgenommen wurde.

Delhi mit seinen 22 Millionen Einwohnern ist der Schmelztiegel Indiens in Hinblick auf Kulturen, Religionen, bit-
Meine seit Jahrzehnten in
oberen Mittelschicht, so
Einblick in das Leben
läufigen Einkaufszen-
gürtel der Haupt-
Alltag der Neureichen
gibt es Restaurants,
in denen man internationa-
trast besonders groß zwi-
und allgegenwärtig am Stra-
mit verspiegelten Gläsern, die
in denen schlechtbezahlte Fah-
tere Armut und überbordenden Reichtum.
Delhi ansässige Gastfamilie gehört zur
bekam ich einen
mit den weit-
tren im Speck-
stadt, in denen der
stattfindet. Nur da
Bars, Clubs und Geschäfte,
le Waren findet. Hier ist der Kon-
schen Männern, die vor aller Augen
ßenrand pinkeln und den teuren Wagen
nach Lavendel und Ingwer riechen und
rer ihre Arbeitgeber chauffieren. Abgese-
hen davon gibt es in Delhi auch sehr viel Schönes zu sehen, unter anderem das „Rote Fort“, das im 17. Jahrhundert von den persischen Moguln errichtet wurde oder das aus dem 13. Jahrhundert stammende „Qutb Minar“ als erster muslimischer Gebäu-
dekomplex Indiens sowie das beeindruckende „India Gate“. Zu Delhi entwickelte ich eine Hassliebe: Nach meinem ersten Aufenthalt in der Stadt verdrängte ich jeglichen Gedanken an dieses Monster, angewidert von den unmenschlichen Zügen, die die





Menschheit hier annimmt. Nach meiner Ankunft in Deutschland und einem qualitativen Vergleich Delhis mit Mumbai, Bangalore und Kolkata¹ musste ich feststellen, dass ich in Delhi nicht nur gute Freunde fand sondern auch eine Kultur erleben durfte, wie sie menschlicher nicht sein könnte – einschließlich ihrer Schattenseiten.

Am Samstag, den 20. Juli, wollte ich mit dem Zug SuperFast (d. h. durchschnittlich 77 Kilometer pro Stunde) Hazrat Nizamuddin – Bandra Terminus Yuva Express nach Mumbai weiterfahren, verpasste allerdings knapp meinen Zug aufgrund sehr starker Regenfälle. Da ich während der Regenzeit (*Monsun* heißt im Arabischen „Jahreszeit“) durch Indien reiste, konnte ich mich auf täglichen Niederschlag verlassen. Das bedeutet, dass nur eine Stunde Starkregen zu stundenlangen Staus und gesperrten Straßen in der indischen Hauptstadt führte. Und Fernzüge fahren in Indien natürlich pünktlich ab – zumindest vom ersten Bahnhof.

Durch die sehr schwache indische Rupie (1€ = 90 Rs.) ist es nicht weiter verwunderlich, mit mehreren Tausend von ihnen in der Tasche herumzulaufen, auch wenn gerade Speisen und Getränke für z. B. 5 Rupien (Chai) verkauft werden. Apropos, in der Tat essen Inder sehr viel Reis und sehr scharf. Was der Stereotyp allerdings nicht berücksichtigt, ist, dass sich etwa 40 % der Bevölkerung fleisch- und laktosefrei und weitere 30 % vegetarisch ernähren. Dadurch lässt sich erklären, dass die Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen (UN FAO) 2007 feststellen konnte, dass Indien mit knapp über drei Kilogramm den niedrigsten jährlichen Fleischkonsum weltweit aufweist. Zu den Grundlagen der indischen Küche gehören neben Reis Linsen (die in Dal meist als Beilage serviert werden), Bohnen, Kichererbsen sowie Fladenbrot (u. a. Nan, Roti, Chapati). Zu den wichtigsten Gewürzen gehören Kümmel, Ingwer, Koriander und Knoblauch. International bekannte Getränke sind wohl (Masala) Chai – immerhin ist Indien der größte Teekonsument der Welt – und der Joghurtdrink Lassi, den es salzig und süß gibt.

Meine Ankunft in Mumbai erfolgte problemlos, auch wenn ich bei der Fahrt in der Rikscha vom Bahnhof zum Haus meines Gastgebers vom Fahrer übers Ohr gehauen wurde. Nur, wenn du fließend die regionale Sprache (in diesem Fall Marathi) oder

¹ Wie ihr vielleicht feststellt, arbeite ich mit Städtenamen wie Mumbai und Kolkata anstatt Bombay und Kalkutta. Das liegt daran, dass die jeweiligen Stadträte offiziell die anglierte Version zurückgenommen und die ursprünglichen Bezeichnungen wiedereingeführt haben. Ausnahme ist Bangalore (Bengaluru), das die Regelung zwar schon verabschiedet, aber noch nicht implementiert hat.



zumindest Hindi sprichst und deine Hautfarbe Hauttyp IV (nach Thomas Fitzpatrick) entspricht, wirst du als vollwertiges Mitglied der indischen Gesellschaft anerkannt. Ich allerdings wurde in den meisten Fällen benachteiligt und konnte selbst im besten Fall den Preis nie unter 125 % des Originalpreises drücken, wenn ich denn überhaupt wusste, was der ‚Normalpreis‘ ist. In Mumbai übernachtete ich, wie auch in Pune, Thiruvananthapuram, Bangalore und Kolkata bei einem Couchsurfer. Ich lernte über Couchsurfing außerdem Manan und Abigail kennen, die mir eine wunderbare Zeit in der verwestlichten Metropole mit 21 Millionen Einwohnern bereiteten. Abigail absolviert gerade ihr Auslandsjahr in Rennes im Studiengang „Supply Chain Management“. Es gibt in Indien neben Mumbai wohl keine andere Stadt, in denen es ein unermüdlicheres Nachtleben gibt. Und das, obwohl die Gesetze vorschreiben, dass alle Bars, Clubs und Pubs 1:30 Uhr schließen müssen. Das muss man allerdings mit den Speerstunden in Delhi, Chennai und Bangalore vergleichen: gegen 23 Uhr ist dort schon Schluss. Mumbai bietet noch viel mehr: Es fand gerade Ramadan statt, und eines Abends fuhr ich mit meinen neuen Freunden zur Mohammed Ali Road, die, wie vermuten lässt, das Zentrum des muslimischen Mumbais ist. Als Delikatesse gab es Wachteln, die wir genussvoll verzehrten.

An einem anderen Tag besuchten wir den Stadtteil Dharavi, der als größter Slum Indiens und angeblich Asiens bekannt ist. Der Slum, der eine große Rolle in der britischen Filmproduktion „Slumdog Millionaire“ spielt, gehört mit seinen geschätzten 700.000 bis eine Million Bewohnern und einer Bevölkerungsdichte von fast 300.000 Einwohnern pro Quadratkilometer zu den eindrucksvollsten Wohngegenden des Planeten. Interessanterweise aber stellen die meisten Haushalte auch gleichzeitig Unternehmen dar, viele Slumbewohner verfügen über Flachbildschirme und PKWs. Schätzungen gehen davon aus, dass Dharavis Wirtschaft einen Wert von einer Milliarde US-Dollar übersteigt. Nur hier können *Mumbaikar*, wie die Bewohner der Stadt in Marathi genannt werden, noch für vier Dollar Miete pro Monat leben, müssen sich aber mit 14 anderen Menschen einen Wasserhahn teilen, der nur zwei Stunden am Tag funktioniert. Am nach derzeitigem Informationsstand größten Slum Neza-Chalco-Itza im Großraum Mexiko-Stadt bin ich erst letztes Jahr vorbeigefahren (bis zu vier Millionen Bewohner).

An einem Samstag fuhr ich weiter nach Pune, eine der reichsten Städte Indiens mit hohem Ausländer- und Studentenanteil sowie vielen Niederlassungen internationaler Konzerne. Selbstverständlich verpasste ich meinen Zug, weil ich die Größe Mumbais komplett unterschätzte (Direktfahrt von 17 Kilometern innerhalb der Stadt in



über einer Stunde) und der öffentliche Nahverkehr am Wochenende seltener fährt. Ich übernachtete bei einer Alumna meiner Universität, die gleichzeitig eine Freundin meines Freundes ist und übernachtete zum ersten Mal bei einer gläubigen Hindu. Von ihr habe ich auch die Bedeutung des „Bindi“ (Sanskrit Punkt) gelernt, des farbigen Punkts auf der Stirn vieler Inder. Dabei geht es einfach nur um Gastfreundlichkeit, die sich von der religiösen Bedeutung des „dritten Auges“ ableitet. Heutzutage tragen Menschen jedweden Geschlechts, allen Alters und unabhängig vom Familienstand verschiedenfarbige „Bindis“ hergestellt aus Pulver oder auch aus Stoff.

Goa. Ich nehme zurück, was ich zuvor über das Nachtleben in Mumbai schrieb. In der ehemaligen portugiesischen Kolonie geht immer etwas, insbesondere „Psychedelic Parties“ am Strand – das sollte jeder auf der persönlichen „Bucket List“ haben. Zurück zur Anreise: Züge sind in Indien übrigens teilweise bis zu zwei Tage unterwegs. Auf meiner Fahrt von Pune nach Margão traf ich eine deutsch-englischen Familie, die in Goa lebt und auf dem Streckenabschnitt von Delhi nach Agra meinen vier Kommilitonen begegnet ist, mit denen ich das nächtliche Delhi schon unsicher gemacht hatte. Indien mit 1,3 Milliarden Menschen kam mir in diesem Moment dann schon nicht mehr ganz so riesig vor. In Baga, wo ich eine Woche in einer Strandhütte übernachtete, wurde ich dann vollkommen unverhofft von einem Hund ins Bein gebissen und musste Sonntagnacht einen Arzt aufsuchen, der mir die erste von fünf Tollwutimpfungen verabreichte. Gut, dass die medizinische Versorgung in indischen Städten und touristischen Gegenden sehr hilfreich ausgebaut ist und für solche kleine Vorfälle effizient arbeitet. In Goa buchte ich alle restlichen Zugtickets, weil mir das komplexe System der „Indian Railway Catering and Tourism Corporation“ zu unsicher war. Züge sind in Indien aufgrund sehr niedriger Preise die einzige Reisemöglichkeit für weniger wohlhabende Menschen. Das bedeutet gleichzeitig, dass Fahrkarten sehr schnell ausverkauft sind und man auf eine Warteliste gesetzt wird und täglich mit einem Zugangscode auf der Homepage nachschauen muss, ob man aufrückt und in den Zug steigen darf. Das wollte ich nicht mehr riskieren und plante den Rest meiner Reise durch. Abgesehen von diesen Unsicherheiten ist eine Zugreise durch Indien unglaublich empfehlenswert: Dort kann man die Türen als Passagier öffnen und die frische Brise genießen, die überfluteten Landschaften und Reisfelder bewundern und mit anderen Passagieren eine Raucherpause einlegen.

Danach fuhr ich in den Bundesstaat, in dem die zweite (nach San Marino 1945) demokratisch gewählte kommunistische Regierung (1957) einen wirklichen „Großen



Sprung nach vorn“ erreicht hat. Kerala hat die höchste Alphabetisierungsrate (94 %), die niedrigste Korruption und die schönsten Landschaften Indiens – grün, grün, grün. Ich kam in Kochi an, der Heimatstadt einer Kommilitonin, deren Festlandviertel Ernakulam heißt. Das größte Spektakel in Kerala sind unangefochten die „Backwaters“, in denen sich das Salzwasser des Arabischen Meers mit dem Süßwasser der Flüsse und Seen vermischt und eine einzigartige natürliche Umgebung begünstigt.

Ein einziges Mal benutzte ich einen Fernbus in Indien, und zwar auf der Strecke von Ernakulam nach Thiruvananthapuram (TVM), der für 213 Kilometer etwa sechs Stunden brauchte. Ich kam in der Hauptstadt von Kerala an und übernachtete in einem Hotel und bei einem Couchsurfer. Dort geschah mir etwas sehr Denkwürdiges: Beim Spaziergang über die stark belebte Mahatma Ghandi Road (MG Road – die gibt es in jeder indischen Stadt) wurde ich von einem Einheimischen angespuckt. Spucken ist in Indien nichts Unübliches, aber „angespuckt zu werden“ ist auch eine Erfahrung für sich. Zur traditionellen Bekleidung in Kerala und anderen südindischen Bundesstaaten gehört das „Lungi“, eine Art Rock für Männer. Fast einen kompletten Tag verbrachte ich im Zoo von TVM, in dem der Autor von „Life of Pi“, der Kanadier Yann Martel, seine Inspiration für das Buch bekam. Alle tierischen Darsteller im Buch finden sich im Zoo wieder, nur Orang-Utans haben sie nicht.

Von TVM fuhr ich in das IT-Zentrum Bangalore, wo ich eine komplette Woche bei einem Couchsurfer übernachtete. Dort sah ich zum ersten Mal in meinem Leben wie von Armut geplagte Menschen öffentlich ihren Stuhlgang verrichteten. Eine tausende Jahre alte, ungesunde Tradition ist das Kauen von „Pan“, das aus den Blättern des Betelpfeffers hergestellt wird und an jeder Straßenecke in Nordindien erhältlich ist. Beim Kauen entsteht eine blutrote Flüssigkeit, die Zahnfleisch und Zähne nachhaltig schädigt und gleichwohl als Zahnpastaersatz in der armen Bevölkerung angesehen wird. Ansonsten hat Bangalore leider nicht viel zu bieten.

Von dort trat ich die längste Reise meines Lebens an. Ich fuhr 28 Stunden in ein und demselben Zug mit nur vier Zwischenhalten und bekam vier Mal die gleiche Mahlzeit serviert. Mein Couchsurfer holte mich vom Bahnhof ab, in dem Moment wusste ich noch nicht, dass ich am Ende der Woche einen Bruder hatte. Auf Hindi sagt man *Bhai* für Bruder, und den fand ich in Anjan und seiner unglaublich gastfreundlichen und zuvorkommenden Familie sehr schnell. Kolkata hat eine Menge zu bieten als



vormalige Hauptstadt Britisch-Indiens, das „Victoria Memorial“, „Howrah Bridge“ und die in Westbengalen sehr bekannten Süßigkeiten.

Danach betätigte ich den Schnellvorlauf und besuchte Varanasi, das religiöse Zentrum der Hindus, die Taj-Mahal-Stadt Agra und die Jaipur für jeweils nur wenige Tage. Varanasi ist die Heimatstadt einer anderen Kommilitonin und litt 2013 stark unter dem Hochwasser des Ganges, der der Stadt als heiligster Fluss der Hindus ihre Bedeutung gibt, da hier zwei Ganges-Zuflüsse aufeinandertreffen. Mit einem Pegel von deutlich über 70 Metern und den überfluteten „Ghats“, die Badestellen und Krematorien zugleich sind, musste ich täglich durch bis zu kniehohes Wasser waten. Agra ist definitiv zu empfehlen, insbesondere die günstigen Hostels, von deren Dächern man einen atemberaubenden Blick auf das Taj Mahal werfen kann. Jaipur ist meine persönliche Lieblingsstadt in Indien, nicht ganz so chaotisch, wenn auch sehr groß, aber es gibt viel zu sehen, wunderschöne Architektur und einen Maharaja-Palast, in dem die königliche Familie noch immer lebt aber keine politischen Privilegien genießt. Von dort ging es dann zurück nach Delhi, wo ich an einem Abschlusscamp mit meinen Schülern teilnahm, denen es pudelwohl ging in Indien. Am Samstag, 7. September, flogen wir von Delhi nach München und ich nahm den Zug nach Bremen, wo ich noch am selben Tag ankam und zurück ins Studentenleben geworfen wurde.

Seitdem konnte ich meine Eindrücke noch einmal verarbeiten und kann nur empfehlen, eine Reise durch Indien zu unternehmen. Häufig reden wir von BRIC-Staaten, Wachstumsmärkten, Welthunger etc. Aber eine Reise in das Land, in dem ein Bundesstaat (Uttar Pradesh) fast dreimal so viele Einwohner hat wie Deutschland, in dem etwa ein Viertel aller Hungerleidenden dieses Planeten leben, das gleichzeitig kulturell und landschaftlich so viel bietet, sollte man nicht missen. Nur so kann man Lektionen über die Menschheit lernen, Wohlstand anerkennen und schaffen, den persönlichen Horizont erweitern. Ich werde definitiv nach Indien zurückkehren.

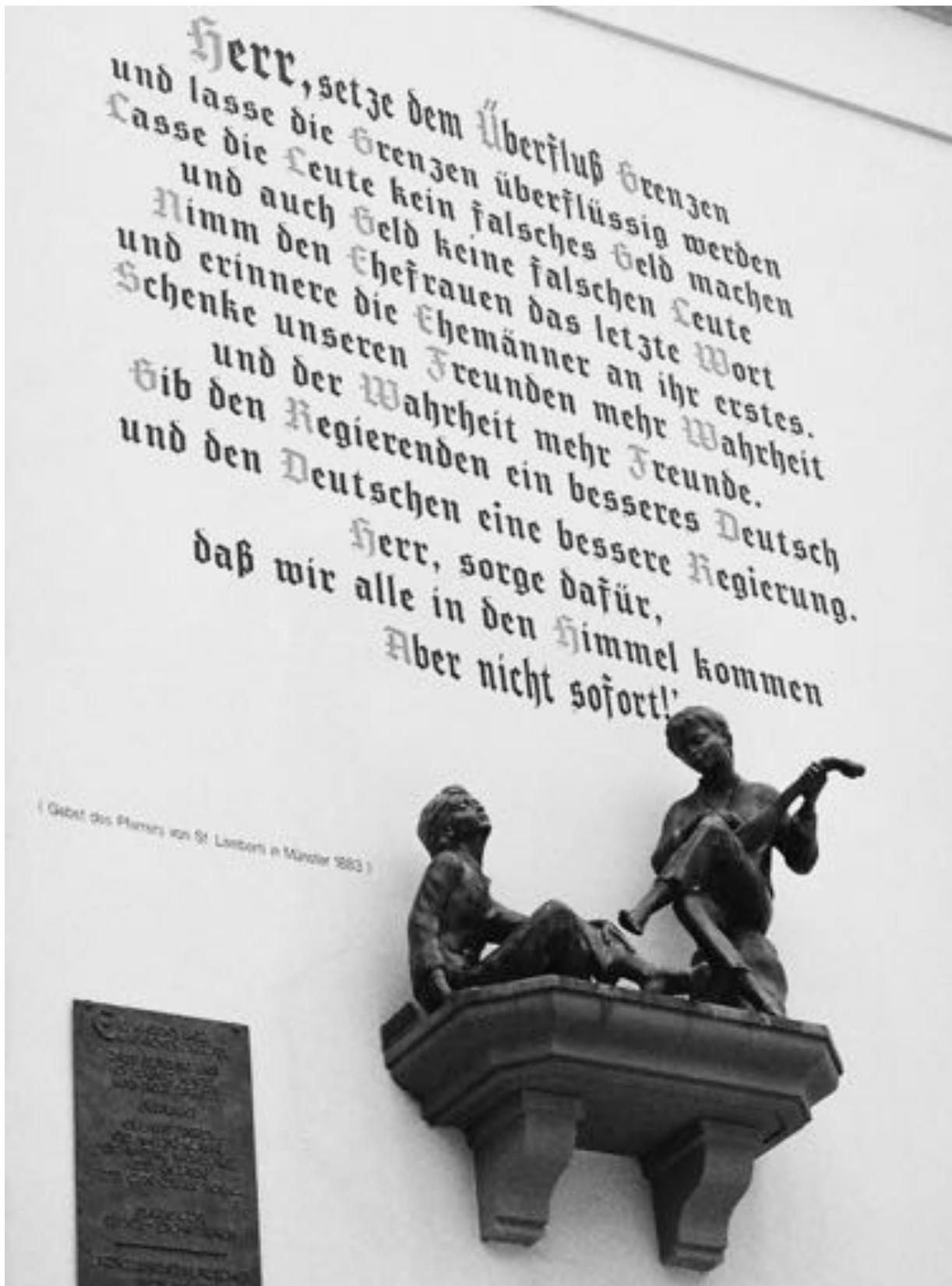
Buchtip: *The White Tiger* von Aravind Adiga

Filmtipp: *Life of Pi* von Ang Lee

Musiktip: *My Ultimate Bollywood Party 2013* (Spotify)

Fotos zu diesem Artikel
auf Seite 48





Spruch in Bernkastel-Kues.



AUFNAHMEANTRAG

Hiermit beantrage ich die Aufnahme in den Verein der Altafraner e. V.

Name: _____ Geburtsdatum: _____

Straße, Postleitzahl, Wohnort: _____

Telefon: _____ E-Mail: _____

Ich bestätige, dass ich von der Satzung des Vereins Kenntnis habe und erkenne sie an. Ich verpflichte mich, Änderungen meiner Kontaktdaten schriftlich dem Vorstand mitzuteilen.

Ort, Datum

Unterschrift

Abbuchungsermächtigung

Ich ermächtige den Verein der Altafraner e. V., den zu entrichtenden Mitgliedsbeitrag von meinem Konto abzubuchen.

Name des Kontoinhabers: _____

Kontonummer: _____

BLZ: _____ Bank: _____

Unterschrift des Kontoinhabers

Der Mitgliedsbeitrag beträgt 40 €/ Jahr, für Studenten und Auszubildende 20 €





nulla dies sine linea

Plinius



IMPRESSUM

sapere aude (Print) ISSN 1867-5581
sapere aude (Internet) ISSN 1867-559X

Herausgeber:

Verein der Altafraner e. V.

eingetragen beim Amtsgericht Dresden unter der Vereinsnummer 10962.

Kontonummer: 300 006 31 52, Bankleitzahl: 850 550 00, Kreissparkasse Meißen.

www.verein-der-altafraner.de

Vorstand:

Martin Völkl (A 2002) (Erster Vorsitzender)

Körnerstr. 45, 04107 Leipzig

E-Mail: martin.voelkl@zoho.com, Tel.: 0162 27 60 623

Stephanie Lenicke (A 2004) (Zweite Vorsitzende)

Andreas Hönig (A 2002) (Erweiterter Vorstand)

Sven Buder (A 2004) (Erweiterter Vorstand)

Gerd Wachsmuth (A 2001) (Kassenführer)

Franziska Tillack (A 2003) (Schriftführerin)

Redaktion:

Benjamin Dorn (A 2001) (Chefredakteur, Layout)

Karl-Marx-Str. 9 d, 01109 Dresden

E-Mail: benjamin.dorn.42@gmail.com, Tel.: 0174 97 95 659

Birthe Mühlhoff (A 2007) (Lektorat)

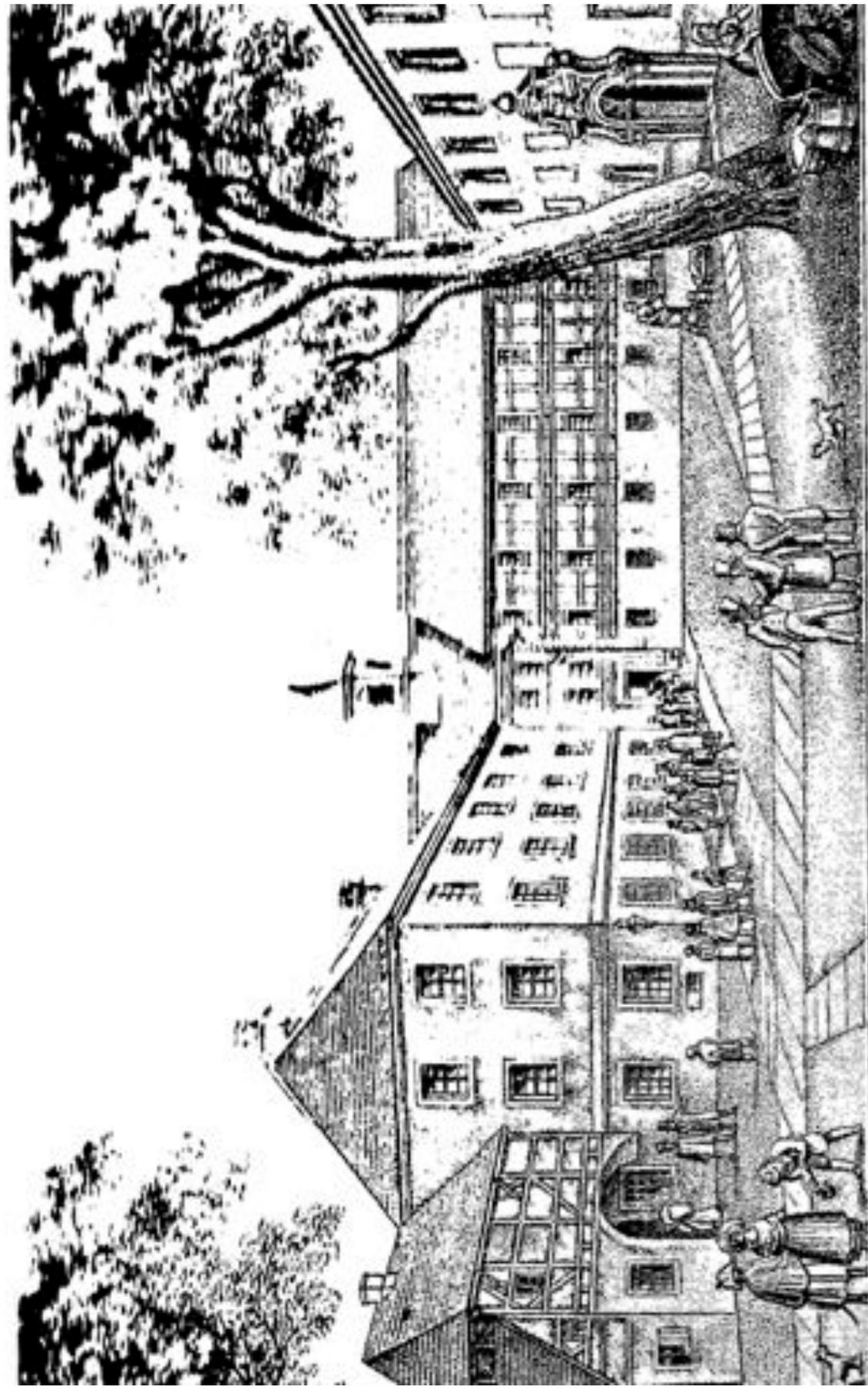
Bernd Budich (A 2002) (Layout)

Christina Gottert (A 2003) (Versand)

Druck:

GAV Berlin gGmbH, Oranienburger Straße 13/14, 10178 Berlin

© Verein der Altafraner e. V. 2013. Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht vor, eingereichte Texte und Leserbriefe redaktionell zu bearbeiten. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Alle Angaben sind ohne Gewähr.



Blick in den Schulhof um 1820; links Eingangsgebäude und neues Knabenhaus,
Mitte altes Knabenhaus, rechts die alte Krankenburg.